

# Cicero's Geist und Kunst

---

Eine Sammlung der geistreichsten voll-  
endetsten und gemeinnützigsten Stücke  
aus den Ciceronianischen  
Schriften

übersetzt und herausgegeben

von

I. C. G. Ernesti

Professor in Leipzig

*Dritter Band*

---

Leipzig  
bei Caspar Fritsch  
1802

# Geijer and Knudsen

VI

---

## In h a l t.

Der Redner; an Brutus Seite 1

### II.

Der Tuskulanischen Untersuchungen an  
M. Brutus fünftes Buch Seite 84

### III.

Rede zur Vertheidigung des Königs De-  
jotarus, vor Cäsar gehalten

Seite 203

Es war vielleicht nur Familien - Mishelligkeit, welche den Schwiegersohn des Dejotarus veranlaßte, durch seinen Sohn *Castor*, einen Schläven des Königs und dessen Leibarzt *Phidippus* bestechen zu lassen, daß er nach Rom gehen, und den König wegen Meuchelmordes, den er an Cäsar habe verüben wollen, anklagen müßte. Der König hatte aus Ähnlichkeit und Dankbarkeit gegen die Römische Republik, der er die Königswürde zu danken hatte, im letztern Bürgerkriege Parthey gegen Cäsar genommen. Es hatte sich gefügt, daß Cäsar bey Gelegen-

heit der Expedition, die er in Asien gegen Pharnaces König in Pontus unternommen hatte, bey Dejotarus einkehrte, der ihn übrigens mit aller möglichen Gastfreundschaft, und sehr anständig bewirthete. Auf diese Ereignisse wurde die boshaftesten Anklage und die Möglichkeit des Verdachts gegen den König gegründet. Dieser und die übrigen weniger wichtigen Klagepunkte, die man noch beyzubringen, und zu erdichten gesucht hatte, sind hier vom Schutzredner des Dejotarus eben so deutlich und vollständig dargelegt, als bündig und mit der feinsten Beredsamkeit beantwortet und widerlegt worden.

IV.

Dankrede an Cäsar für M. Marcellus  
im Senate gehalten Seite 248

V.

Briefe an Marcellus Seite 279

VI.

Ueber das hohe Alter; an Titus Pomp.  
Atticus Seite 309

I.

## Der Redner.

### An Brutus.

Darstellung eines Ideals der vollkommensten

Beredsamkeit.

Sollte ich Ihnen eine Bitte abschlagen, die Sie mir so oft wiederholten? oder sollte ich sie erfüllen? — Lange, theuerster Brutus, war ich in grosser Unge- wissheit, welches von beyden schwerer oder bedenklicher seyn möchte. Meinem Herzensfreunde, von dessen zärtlichster Gegenliebe ich überzeugt bin, eine so gerechte, und einen so edlen Gegenstand betreffende Bitte abzuschlagen, dünkte mir äusserst hart. Aber es

schien mir auch, bey meiner Unsicherheit vor dem Tadel einsichtsvoller Kunstrichter, sehr gewagt, die Behandlung eines Gegenstandes zu unternehmen, dessen Ausführung um so viel schwerer seyn muß, da es schon Mühe kostet, nur die Idee davon richtig zu fassen. Denn was kann bey der Ungleichheit, die selbst unter vorzüglichen Rednern Statt findet, mislicher seyn, als eine Bestimmung der vollkommensten Manier von Beredsamkeit? Indessen, weil Sie mich so oft bitten, gut, so will ich daran gehen: ich kann dabey nur die Absicht haben, meine Kräfte zu versuchen, da ich nicht hoffen kann etwas vollendetes zu liefern. Ehe ich Ihnen durch eine abschlägliche Erklärung Anlaß gebe, gegen meine Gesinnungen misstrauisch zu werden, will ich Sie lieber durch die Erfüllung Ihres Wunsches in den Stand setzen, an meiner Geschicklichkeit zu zweifeln.

Sie wollen wissen, welche Gattung von Beredsamkeit ich für die vorzüglich-

ste, und welchen Grad derselben für den höchsten, unübertrefbarsten, und vollkommensten halte. Sollte es mir gelingen, diese Fragen zu beantworten, und Ihnen das Ideal von Redner, was Sie im Sinne haben, richtig zu zeichnen, so befürchte ich zwar dadurch manchen muthlos zu machen, und in den Fortschritten zu einer Vollkommenheit aufzuhalten, an deren Erreichung er verzweifelt: allein wer etwas grosses und schweres zu Stande bringen will, muss alles versuchen. Fehlt es einem an Naturgaben, und glücklichen Geistesanlagen, oder ist er in der wissenschaftlichen Bildung vernachlässigt, so thue er wenigstens, was er kann. Wer die oberste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen strebt, dem ist es keine Schande, auch auf einer niedern stehn zu bleiben. Homer, Archilochus, Sophocles, Pindar, um blos von Griechen zu reden, sind nicht die einzigen, die man für Dichter hält: man setzt auch noch andere in diese Classe, die eine oder auch wohl meh-

rere Stufen unter ihnen stehen. Aristoteles ließ sich durch die Fülle der Platonischen Beredsamkeit nicht abschrecken, Schriftsteller zu werden; so wenig als der unerschöpfliche Reichthum des Aristotelischen Genies, andern die Beschäftigung mit Wissenschaften verleidet hat.

(2) Und dieser Muth war nicht nur immer den Liebhabern der Wissenschaften, sondern auch selbst den Künstlern eigen. Kein Künstler hörte deswegen zu arbeiten auf, weil er die Schönheit eines Jalysus \*), den ich in Rhodus sahe, oder einer Coischen Venus nicht nachbilden konnte. Keiner ließ sich durch das Bild des Jupiter Olympius

\*) Ein berühmtes Gemälde von Protogenes in Rhodus. s. Plin. Hist. nat. 35, 10. Gellius 15, 31. — Die Coische Venus, das Meisterstück des Apelles. — Der Jupiter Olymp. und Doryphorus, zwey Meisterstücke der Bildhauerkunst, jenes von Phidias, dieses von Polyclet. s. Plin. 34, 8. Anachars. Reis. Th. 3. S. 573. Th. 4. S. 260: und was das Kunstwerk des Jup. Olymp. betrifft, vorzüglich die meisterhafte Beschreibung Wielands im Aristipp 1 B. S. 40. ff.

oder die Statue des Doryphorus abschrecken, seine eigene Geschicklichkeit in derselben Gattung zu versuchen. Jeder von ihnen, deren es nachher immer eine grosse Menge gegeben hat, wurde in seiner Art geschätzt: man bewunderte jene Meisterstücke, ohne deswegen diese weniger vollkommenen Arbeiten zu verachten. Unter den Rednern, wenigstens den Griechischen, hat sich nur einer auf eine ganz vorzügliche Art ausgezeichnet. Und doch gab es nicht nur neben Demosthenes, sondern auch vor ihm grosse und berühmte Redner, an denen es auch nachher nie gefehlt hat.

Die Liebhaber der Beredsamkeit haben also keinesweges Ursache, ihren Muth sinken, oder ihren Eifer für diese Wissenschaft erkalten zu lassen. Man muß nie die Hoffnung aufgeben, selbst die höchste Vollkommenheit erreichen zu können; und bey Gegenständen von grosser Wichtigkeit hat auch schon die Annäherung an das Vollkommene einen grossen Werth.

Ich werde in der Folge das Bild eines Redners entwerfen, wie es in der wirklichen Welt vielleicht noch keiner war. Denn ich bekümmere mich jetzt um kein bestimmtes Individuum; meine Absicht ist, die höchste gedenkbare Vollkommenheit des Rednertalents auszumitteln, eine Vollkommenheit, welche äußerst selten und vielleicht nie die Eigenschaft eines ganzen Vortrags vom Anfange bis zu Ende, doch aber zuweilen in einzelnen Theilen desselben sichtbar, und bey dem einen Verfasser in höherm, bey andern in geringerm Grade anzutreffen ist. Nun bin ich der Meinung, daß die vollkommenste Schönheit nur das Resultat jener idealischen Bildung seyn könne, die sich in ihrem Wesen ohngefähr wie ein Original zu seiner Copie verhält, allein weder mit den Augen gesehen, noch mit den Ohren gehört, oder irgend einem andern Sinne fühlbar werden kann, sondern blos eine Wirkung unsers Vorstellungsvermögens und Denkens ist. So sind die Kunstwerke eines

Phidias, und die obenerwähnten Gemälde das schönste in ihrer Art, was wir sehen können: aber denken können wir uns diese Schönheiten doch noch vollkommener. Auch ließ jener Künstler, als er seinen Jupiter oder seine Minerva bildete, nicht etwa eine Person sitzen, die er kopirt hätte; nein, sondern er hatte in seiner Seele eine Vorstellung von grosser vollkommener Schönheit: diese fasste er mit festem Blicke ins Auge, und ließ dann Kunst und Hand zur Nachbildung ihrer Aehnlichkeit wirken.

(3) So wie nun der Künstler das Vollkommene und Vortreffliche, womit er sich Formen und Gestalten denket, mittelst der Nachahmung auf wirkliche Gegenstände unseres Auges überträgt; so versuchen wir jetzt von jenem unsrer Seele vorschwebenden Urbilde der vollkommensten Beredsamkeit eine Kopie für den Sinn des Gehörs darzustellen. Plato, der grosse Denker, und nicht minder grosse Lehrer der Beredsamkeit, nennt diese Urbilder, Ideen, und sagt

von ihnen, daß sie, dem geistigen Wesen des Menschen inwohnend, nie entstehen und nie vergehen, während daß alles andere außer ihnen einen Anfang und ein Ende habe, und der Vergänglichkeit und einem steten Wechsel unterworfen sey. — Aus diesen allen folgt denn nun also, daß jede methodische Untersuchung über einen wissenschaftlichen Gegenstand von der Bestimmung eines höchsten Ideals desselben ausgehen müsse.

Ich sehe wohl ein, daß vorstehende Einleitung, die freylich nicht im rhetorischen Schultone abgefasst, sondern mitten aus dem Gebiete der Philosophie entlehnt ist, und etwas altmodisch und unverständlich seyn dürfte, entweder Tadel, oder wenigstens Befremdung erregen wird. Man wird entweder nicht begreifen, wie das alles mit der gegenwärtigen Untersuchung zusammen hänge; wiewohl bey genauerer Betrachtung der Sache sich zeigen wird, daß das weite Ausholen seinen guten Grund hatte;

oder man wird es tadelhaft finden, daß ich den gebahnten Weg verlasse und eine ungewöhnliche Straße gehe. Allein ich weiß auch, daß oft alte bekannte Dinge, die ich vorbringe, manchem blos deswegen neu vorkommen, weil sie ihm unerhört sind. Und dann gestehe ich offenherzig, daß ich meine Bildung zur Beredsamkeit, — sie sey übrigens so klein oder so groß wie sie wolle, — nicht den rhetorischen Fabriken, sondern vielmehr dem Hörsale der Akademie verdanke. Hier war der Ort, wo über die vielseitigsten mannigfaltigsten Gegenstände gesprochen wurde: Hier gab Plato den Ton an; und es sind hauptsächlich die Untersuchungen dieses und anderer Philosophen, wodurch das Rednertalent geweckt und unterstützt worden ist. Denn daher röhrt alles, was man Reichthum und Fachwerk der Beredsamkeit nennt: nur daß diese Vorräthe nicht hinlänglich für die politische Rednerbühne geeignet waren, die jene Philosophen, nach ihrem gewöhnlichen

Ausdrucke, den gröbren Musen überliessen. Der gerichtlichen Beredsamkeit entgieng nun zwar dadurch, dass sie von den Philosophen verachtet und hintangesetzt wurde, eine mannichfache und beträchtliche Unterstützung: indessen verschaften ihr die Reitze der Sprache und des Ausdrucks, womit sie sich schmückte, so viel Beyfall bey der grössten Menge, dass sie gegen das Urtheil und den Tadel einiger Wenigen gleichgültig wurde. Auf diese Art hatte man Philosophen, denen die Kenntniß der Staatsberedsamkeit, und Redner, denen die Philosophie abgieng.

(4) Lassen Sie uns daher jetzt von dem Grundsatze ausgehn, dessen Wahrheit sich in der Folge bewähren wird, dass der Redner, dessen Ideal wir im Sinne haben, ohne Philosophie auf keine Weise gebildet werden kann. Wir sagen damit nicht, dass die Philosophie alles allein thun müsse, sondern dass sie ihm die Unterstützung gewähre, die etwa ein Schauspieler (man verzeihe mir

diese oft sehr zweckmässige Vergleichung des kleinern mit dem gröfsern) aus der Palästra erhält. Ohne Kenntniß der Philosophie ist niemand im Stande über wichtige und mannichfaltige Gegenstände mit fruchtbarer Ausführlichkeit zu sprechen. Schon Sokrates erklärt im Phädrus des Plato die Stärke der Beredsamkeit, wodurch sich Pericles vor andern Rednern auszeichnete, aus dem Umstände, daß er den Physiker Anaxagoras gehört hatte, und behauptet, Pericles habe dem Unterrichte dieses Philosophen, neben manchen andern schätzlichen Einsichten, nicht nur Reichthum und Gedankenfülle, sondern auch die für die Beredsamkeit so äußerst wichtige Kenntniß zu verdanken gehabt, wie man durch den Vortrag auf alle Seiten des menschlichen Herzens wirken könne. Das nämliche gilt auch vom Demosthenes, dessen Briefe zum Beweise dienen können, wie fleißig er den Unterricht des Plato benutzt habe. Von jedem Dinge die Gattung und ihre Arten zu

bestimmen, eine Definition davon zu geben, seine Theile zu entwickeln, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, Folgerungen zu machen, Widersprüche zu bemerken, das Zweydeutige von dem Gewissen zu unterscheiden: alles dessen sind wir ohne Kenntniß der Philosophie nicht fähig. Wie reichhaltig ist nicht der Stoff, welchen der Redner aus der Kenntniß der Natur schöpfen kann! Und wie können wir über menschliche Verhältnisse, über Pflichten, über Tugend und Sitten sprechen, wenn wir von allen diesen Dingen keine wissenschaftliche Einsicht haben.

(5) Neben diesen so mannichfaltigen und wichtigen Kenntnissen sind noch unzählige andere Hülfsmittel nöthig, über die sonst nur die sogenannten Lehrer der Beredsamkeit Auskunft gaben. Daher kommt es denn, daß niemand zum Besitze jener wahren und vollkommenen Beredsamkeit gelangt; weil der Unterricht im Denken und im Sprechen getrennt ist: der eine will über Sachen,

der andere will über Worte belehrt seyn. Und aus eben dem Grunde sagt einer der denkendsten und einsichtsvollesten Köpfe, der vor allen Rednern seiner Zeit den ersten Rang behauptete, M. Antonius, in seinem einzigen schriftlichen Nachlasse, *Sprecher* habe er die Menge, aber durchaus keinen *Redner* erlebt. Offenbar schwebte der Seele dieses Mannes ein gewisses Bild von Redner - Vollkommenheit vor, wovon er sich zwar einen Begriff, aber in der wirklichen Welt noch keine Erfahrung gemacht hatte. Sein in der That sehr grosser Scharfsinn ließ ihn an sich und an andern so manchfaltige Mängel wahrnehmen, dass er schlechterdings niemanden finden konnte, der den Namen eines wahren Redners verdient hätte. Wenn nun Antonius weder sich selbst, noch einen L. Crassus für einen solchen Redner hielt, so musste er sich nothwendiger Weise ein vollkommenes Ideal von Beredsamkeit denken, das er niemanden anpassen konnte, weil er an allen diese Vollkom-

menheit bald mehr bald weniger vermisste. Lassen Sie also, lieber Brutus, auch uns jetzt ein solches Ideal von Redner aufsuchen, wie ihn selbst Antonius nicht kannte, und wie es vielleicht noch nie gegeben hat. Können wir die Vollkommenheit desselben nicht wirklich erreichen, als wohin es nach dem Ausdrucke des Antonius kaum ein Gott bringen würde, so sind wir doch vielleicht im Stande, seine Eigenschaften zu schildern.

Es giebt überhaupt nur drey verschiedene Manieren der rednerischen Darstellung. In einer und der andern derselben haben sich mehrere Schriftsteller als vorzügliche Künstler gezeigt: allein nur sehr wenige sind, unserer Forderung zu Folge, in allen dreyen gleich stark gewesen. Es hat Redner gegeben, die in ihren Vorträgen eine gewisse hohetönende Erhabenheit und Stärke der Gedanken mit majestätischer Wortschätzung, mit Lebhaftigkeit, Mannichfaltigkeit und ernster Eindringlichkeit der

Darstellung und des Ausdrucks verbanden, und auf die wirksamste Rührung und Bestimmung der Herzen ihrer Zuhörer eingerichtet waren: wiewohl bey einigen von dieser Gattung die Sprache holpericht, widrig und ohne sorgfältig bearbeitete Rundung, bey andern wieder geglättet und periodisch gerundet ausfiel. Man hat ferner Redner von einer feinern und gemässigtern Art. Ihr Vortrag ist nur wissenschaftlich und lehrend, mehr aufklärend als verstärkend: ihr Ausdruck fein ausgesponnen, gedrängt und gefeilt. Auch in dieser Manier findet der Unterschied Statt, daß einige mit jener wissenschaftlichen Feinheit einen Mangel an Bildung in dem Ausdrucke verbinden, bey welchem sie es darauf anzulegen scheinen, die Sprache der rohen ungebildeten Menschenclasse zu reden: andere hingegen beobachten bey derselben Nüchternheit einen höhern Grad von Nettigkeit, das heifst, ihr Vortrag ist geistreich, blühend und leicht verziert. Eine dritte Gattung von

von Rednern hält das Mittel von beyden. Ihre Manier ist gleichsam aus beyden gemischt. Sie hat weder die volle Stärke der erstern, noch die feinere Nüchternheit der zweyten Gattung: von beyden hat sie etwas, ohne sich in jener oder dieser auszuzeichnen, oder es geht ihr, richtiger zu reden, eigentlich beydes ab. Der Vortrag solcher Redner gleicht einem ohne abwechselnde Bewegung dahin schleichenden Flusse: ihr ganzes Verdienst besteht in einer gewissen Leichtheit und Gleichförmigkeit: höchstens giebts hie und da, wie an unsren Kronen, einige Vorsprünge von Zierrathen, im Ganzen genommen aber findet man des Schmucks, dessen Worte und Wendungen fähig sind, sehr wenig.

(7) Man hat immer diejenigen Redner, welche sich auch nur in einer von diesen drey Gattungen vorzüglich auszeichneten, in grossen Ehren gehalten. Jetzt ist aber die Frage, ob sie mit dieser Geschicklichkeit unserer gegenwärtigen Forderung Gnüge thun könnten.

Denn ich weiß einige, die wirklich Schmuck des Vortrags mit Kraft und der feinsten Gedankenfülle verbanden; und ich wünschte wohl, einen lateinischen Redner von dieser Gattung als Beispiel anführen zu können. Es wäre doch recht schön, wenn wir uns an unserm inländischen Ertrage begnügen könnten, ohne im Auslande darnach suchen zu dürfen. Allein, ob ich gleich in meinem Brutus, theils um Wetteifer zu erregen, theils aus Vorliebe gegen meine Landesleute, sehr viel Gutes von lateinischen Rednern gesagt habe, so ist mir doch auch erinnerlich, daß ich sie alle, und zwar deswegen, dem Demosthenes weit nachsetzte, weil er sich meinem Ideale von Beredsamkeit am meisten genähert, und mit dem gewöhnlichen Schlage von Rednern nichts gemein gehabt habe. Demosthenes ist zugleich der erhabenste, der geistreichste, und der mildeste Redner, den es geben kann. Wenn also gewisse Herrn, deren ungebildete Spra-

che sehr bekannt ist, verlangen, daß man sie für Attische Künstler halten soll, oder sich wohl einbilden, in Attischer Manier zu sprechen, so müssen wir ihnen den Rath geben, sich diesen Mann zum einzigen Muster zu nehmen, für dessen Sprache, meines Erachtens, das Beywort Attisch weit mehr als für die Stadt Athen selbst paßt. Sie mögen erst lernen, was Attisch ist, und den Werth der Beredsamkeit nicht nach dem Maasstabe ihres eigenen Unvermögens, sondern nach dem, was sie an sich leisten kann, beurtheilen. Denn jetzt heißtt nichts vortrefflich, als was jeder nachmachen zu können glaubt. Es wird also nicht unzweckmäßig seyn, diesen Herrn, denen es, bey allem guten Willen, an richtigen und festen Begriffen fehlt, über das eigentliche Verdienst Attischer Beredsamkeit einigen Unterricht zu geben.

(8) Die Beredsamkeit hat immer durch den Geschmack des Auditoriums, das der Redner vor sich hatte,

ihre bestimmte Gestalt erhalten. Denn wem es um Beyfall zu thun ist, der richtet sich in seinem Vortrage so genau als möglich nach dem Geschmacke und den Forderungen seiner Zuhörer. So machten sich in Carien, Phrygien und Mysien die Redner eine gewisse derbe und unbehülfliche Sprache eigen, weil es dort weniger feine und ekle Ohren gab. Die Rhodier, ihre Nachbarn (sie werden nur durch ein schmales Gewässer getrennt) konnten an dieser Manier nie Geschmack finden. Den übrigen Griechen behagte sie noch weniger; und die Athenienser, deren Ohren vermöge ihres feinen und geläuterten Gefühls nichts litten, was nicht das Gepräge der Correktheit und Eleganz hatte, ließen sie vollends gar nicht aufkommen. Ein Redner, der sich nach diesem feinen Sinne richten wollte, durfte sich kein ungewöhnliches oder die Ohren beleidigendes Wort entwischen lassen. Demosthenes, den ich der ganzen Rednerzunft an die

Spitze stellte, fängt sein Meisterstück, die Schutzrede für Ctesiphon, in einem ganz schlichten und bescheidenen Tone an. Auch in der Folge, wo er über Staatsgesetze spricht, hält er sich in den Schranken einer bündigen Kürze. Und so geht er diesen bedächtigen Schritt fort, bis er die Richter in Feuer gesetzt sieht: dann erst lässt er sich in einer stärkern und kühneren Sprache vernehmen. So genau aber auch Demosthenes in der Wahl seines Ausdrucks zu Werke gieng, so macht ihm doch Aeschines Vorwürfe wegen einiger Wörter, die er mit leidenschaftlichem Spotte, ungeheure, ekelhafte, und unerträgliche Wörter nennt. Er geht so weit, daß er ihn unter dem entehrendsten Schimpfnamen fragt, ob das Wörter, oder Popanze seyn sollten \*).

\* ) Es waren Wörter von einer etwas ungewöhnlichen Zusammensetzung, und kühne Metaphern, die Aeschines deshalb *παύματα* nannte, z. B. *ἀμπελογεῖν*, *φρεμογαφεῖν*. Cicero übersetzte das *portenta*. Gerade dieselbe Weite und Unbestimmtheit des Sinnes dürfte

Aeschines hielt also nicht einmal den Demosthenischen Ausdruck für Attisch. Indessen ist freylich nichts leichter, als ein in der Hitze des Affects ausgesprochene Wort aufzuhaschen, und dann, wenn sich die Köpfe abgekühlt haben, darüber zu spotten. Darauf gehörte sich auch eine spöttische Verantwortung. *Ob ich das oder das Wort brauche, sagte Demosthenes, ob ich meine Hand links oder rechts führe, darauf beruht doch wahrlich das Wohl Griechenlands nicht.* Fand man nun in Athen an dem Vortrage eines Demosthenes manches beleidigend, wie würde sich dort ein Mysischer oder Phrygischer Redner ausnehmen? Wer würde es da aushalten können, wenn einer nach Asiatischer Weise zu heulen und zu wimmern anfiinge? Würde man ihn nicht vom Platze jagen lassen?

bey uns das Wörtchen *Popanz* haben, und also hier vielleicht an seiner rechten Stelle stehen. Das Wort *Misgeburt* schien mir hier eine schwächere Wirkung zu haben.

(9) Wer also seinen Vortrag nach den feinen ekeln Ohren der Attiker einrichtet, von dem kann man sagen, daß er Attisch spreche. Dies kann nun zwar auf mehrere Arten geschehen; allein die Herrn, von denen ich spreche, wissen sich nur auf eine zu besinnen. Sie bilden sich ein, nur derjenige spreche Attisch, der in seinem Ausdrucke — möge er übrigens so ungebildet und schmucklos als möglich seyn, — auf Reinheit und Genauigkeit der Sprache halte. Wenn sie diese Eigenschaft für Attisch halten, so haben sie Recht; aber sie irren sich, wenn sie nichts weiter verlangen. Denn wenn nur diese Gattung des Vortrags Attisch seyn soll, so war nicht einst Pericles ein Attischer Redner, dem man doch dieses Verdienst ohne Widerrede zugestand. Hätte Pericles blos von jener schmucklosen Schlichtheit Gebrauch gemacht, so würde ihn Aristophanes gewiß nicht als einen donnernden und blitzenden, und ganz

Griechenland erschütternden Redner geschildert haben. Wer kann dem Lysias, diesem so äußerst lieblichen und geglätteten Schriftsteller, das Verdienst des Attischen Ausdrucks absprechen? Nur suche man das Attische bey ihm nicht in der prunklosen Nüchternheit seines Vortrags, sondern vielmehr darin, daß man in seiner Sprache nichts findet, was ein delikates Ohr, oder den seinen Geschmack beleidigen könnte. Uebriegens muß man entweder einen Aeschines oder Demosthenes für keine Attischen Redner halten, oder man muß die Geschicklichkeit, mit Schmuck, mit Kraft und gedankenreicher Fülle zu sprechen, auch Attische Geschicklichkeit nennen.

Eine ganz neue und unerhörte Abgeschmacktheit ist es, wenn sich einige viel damit wissen, Thucydideisch zu sprechen. Wer sich nach Lysias bildet, der bildet sich doch nach einem Rednerähnlichen Schriftsteller, dessen Vortrag zwar nicht stark und prächtig, aber

doch gedankenreich, gebildet, und so beschaffen ist, daß er sich auf der öffentlichen Rednerbühne vortrefflich ausnehmen würde. Thucydides hingegen erzählt uns Begebenheiten und Kriege und Schlachten; zwar alles recht kräftig und gut; aber es läfst sich nur nichts davon zum Behufe der Staatsberedsamkeit benutzen. Selbst in seinen eingeschalteten Reden herrscht so viel dunkles und räthselhaftes, daß man sie kaum verstehen kann; was bey einer öffentlichen Rede ein Hauptfehler ist. Was doch die Menschen für Thoren sind, daß sie bey einem Boden voll Waitzen noch Eicheln essen wollen! Konnten die Athenienser für die Veredlung menschlicher Nahrungsmittel so wohlthätig wirken, warum sollten sie es nicht auch für die Ausbildung der Sprache gekonnt haben? Und welcher Griechische Redekünstler hat je irgend etwas vom Thucydides genommen? Geschätzt und gerühmt hat man ihn allgemein, das gebe ich zu: aber nur in

so fern, als er ein einsichtsvoller, unpartheyischer, gründlicher Geschichtschreiber ist, und in seiner Geschichte Kriegs-Scenen schildert, nicht aber wegen seines Talentes, von der Rednerbühne zu sprechen. Man hat ihn daher auch nie mit unter die Redner gezählt. Übrigens wäre Thucydides, wenn er auch keine Geschichte geschrieben hätte, darum gewiss nicht vergessen: zumal da er ein angesehener Staatsbürger und von edlerer Abkunft war. Seine volltönenden Worte, seine kraftvollen Gedanken sucht keiner nachzuahmen; aber mancher glaubt der leibhafte Thucydides zu seyn, wenn er räthselhaft verstümmelte Gedanken, oder Hiatenreiche Worte daherschwatzt, wozu er gewiss keinen Lehrmeister nöthig gehabt hätte. Ich habe auch einen gekannt, der sich nach Xenophon bilden wollte. Allerdings ist die Sprache Xenophons lieblicher als Honig: aber für den geräuschvollen Zirkel des Forum durchaus nicht gemacht.

(10) Lassen Sie uns also den Redner, dessen Ideal ich im Sinne habe, zu bilden anfangen, und ihn mit jenem Grade von Beredsamkeit ausrüsten, den selbst Antonius noch bey keinem angetroffen hatte. In der That ein wichtiges und schweres Unternehmen, Brutus! doch was könnte einem Liebenden zu schwer seyn? Ihr Geist, Brutus, Ihr ganzes Thun und Lassen waren immer, und sind noch jetzt die Gegenstände meines innigsten Wohlgefallens. Fast unterliege ich dem Gefühle von Sehnsucht, womit ich nach Ihrer Gesellschaft, und nach der belehrenden Unterhaltung schmachte, die ich im täglichen Umgange mit Ihnen genoss. Allein nicht schwächer fühle ich mich entzückt, wenn ich die Weisheit rühmen höre, womit Sie in Ihrem Betragen die mannichfaltigsten Tugenden zu vereinigen wissen. Was ist contrastirender, als Ernst, und Gefälligkeit? Und wo fand man männliche Würde, und milde Herablassung in schönerer Mischung,

als bey Ihnen? Es ist gewiss sehr schwer, sich bey mehrern Personen, deren Absichten man nicht ebenmässig begünstigen kann, in gleicher Liebe zu erhalten. Allein Ihnen gelingt es, selbst denjenigen, gegen deren Interesse Sie sich erklären, Zufriedenheit und Zuneigung abzugewinnen; und so findet sich jedermann durch Ihr Betragen geschmeichelt, ohne daß Sie jemals zu schmeicheln die Absicht haben. Gallien ist auf diese Art das einzige glückliche Land, wo das verzehrende Feuer der Zwietracht nicht wüthet. Hier werden Sie Ihres Lebens froh: indem Sie sich auf dem offensten Schauplatze Italiens zeigen, und des Umgangs mit den edelsten Patrioten jedes Alters freuen können. Und dann wie musterhaft ist nicht der Eifer, mit welchem Sie neben den wichtigsten Geschäften das Studium der Wissenschaften fortsetzen! immer entweder selbst etwas schreiben, oder mich dazu aufmuntern! Dieser Aufmunterung zu Folge habe ich denn auch

die gegenwärtige Arbeit unternommen, nachdem ich mit meinem Cato zu Stande gekommen war. Und so wie ich an diesen, in einem Zeitpunkte, da man das Edle und Gute so wenig schätzte, nie die Hand gelegt haben würde, wenn ich es nicht für meine Pflicht gehalten hätte, Ihrer Aufforderung, die zugleich das mir so schätzbare Andenken an jenen grossen Mann erneuerte, Genüge zu leisten: eben so kann ich versichern, dass ich mich zu gegenwärtiger Abhandlung nur auf Ihr wiederholtes Bitten entschlossen habe. Denn ich wünschte, dass Sie die Verantwortung mit mir theilten, und im Fall mir das schwere Werk nicht gelingen sollte, die eine Hälfte der Schuld dafür übernahmen, einer zu schwachen Schulter eine solche Last aufgelegt zu haben, während ich für die Bereitwilligkeit, sie tragen zu wollen, zur andern Hälfte büßte. Indessen wird mir die lobenswürdige Absicht, Ihnen ein Geschenk zu machen,

für meinen Uebereilungsfehler hinlängliche Entschuldigung verdienen.

(11) Es ist nur überhaupt so sehr schwer, einen allgemeinen Maasstab für das Beste und Vollkommenste anzugeben, weil der eine das, der andere wieder etwas andres für das Beste hält. Ennius ist mein Mann, sagt der eine: der bleibt fein beym gewöhnlichen Sprachgebrauche. Ey, sagt ein anderer, ich lobe mir Pacuvius: Was der für nette ausgearbeitete Verse macht! da schludert Ennius weit ärger. — Einem andern gefällt wieder Attius besser. Der Geschmack ist hier so gut wie über Griechische Producte einmal nicht einnerley; und dadurch wird denn die Bestimmung eines Modells für die höchste Vollkommenheit sehr schwürig. So lieben an Gemälden manche das rauhe, grelle, und dunkle: andere im Gegentheil das anmuthige, lachende, blendende Colorit. Wozu also einen Maasstab für das höchste Vollkommene, da mehrere Dinge in ihrer Art voll-

kommen sind, und es dieser Arten auch mehrere giebt?

Diese Bedenklichkeiten haben mich indessen doch nicht von meinem gegenwärtigen Versuche abgeschreckt; weil ich der Meinung bin, daß jede Sache eine Seite habe, die die vollkommenste an ihr ist, wenn sie gleich nicht immer in die Augen fällt, und daß diese vollkommenste Seite von einem, der sich darauf versteht, allerdings ausfindig gemacht werden könne.

Bekanntemasen giebt es mehrere und von einander verschiedene Gattungen von Werken der Beredsamkeit, die nicht alle in eine Form passen, z. B. Lobreden, Abhandlungen, Geschichten, Vorträge in der Mänier, worinne Isocrates seinen Panegyrikus, und viele von den sogenannten Sophisten geschrieben haben. Diese und alle solche Gattungen von Sprachwerken, die keine gerichtlichen Untersuchungen zum Gegenstande haben, wie auch diejenigen, die in der bey den Griechen so-

genannten epidictischen Manier gearbeitet sind, welchen die Absicht, ihre Kunst gleichsam zur Schau zu tragen und angenehm zu unterhalten, zum Grunde liegt, werde ich jetzt bey Seite setzen, ohne sie jedoch damit für unnütz und unbedeutend zu erklären. (12) Denn ihnen verdankt der Redner, dessen vollkommenes Bild ich in der Folge zu schildern suchen werde, seine erste Nahrung. Sie befördern den Reichthum an Worten, und die Fähigkeit, sie geschickt zu verbinden. Die Harmonie des Ausdrucks hat in ihnen einen freyern Spielraum. Man erlaubt da den Sätzen ein rhythmisches Ebenmaass. Man verstattet Abgemessenheit und Rundung des Periodenbaues. Hier ist es nicht versteckter Kunstgriff, sondern vorsätzliche und unverholene Absicht des Schriftstellers, dass er Sätze von genau abgemessener Wörteranzahl zusammenstellt, hin und wieder Gegensätze und Antithesen spielen lässt, und ähnliche oder gleiche Wörter - Endun-

gen anbringt: lauter Kunstäußerungen, wovon wir in unsren öffentlichen Reden weit seltner, oder wenigstens ganz unmerklich Gebrauch machen. Isocrates gesteht in seinem Panathenaikus, daß er sich dieser Wendungen absichtlich bedient habe: dehn er hatte sein Product nicht für die ernstere Richterversammlung, sondern für die angenelime Unterhaltung seiner Zuhörer bestimmt. Ganz zuerst sollen Thrasymachus von Chalcedon, und Gorgias von Leontium diese Verzierungen auf die Bahn gebracht haben. Ihrem Beispiele folgten Theodorus von Byzanz und mehrere andere, die Socrates im Platonischen Phädrus Logodädalen, oder Wortkünstler nennt. In dem Ausdrucke dieser Schriftsteller findet sich manches, was Kunst und Feinheit verrätli, nur daß es, wie von neuen Geburten und Erstlingen zu erwarten ist, zu kurz und winzig ausfällt, und man zu oft auf Stellen stößt, die wirklichen Versen ähnlich, und mit zu viel Schminke

überladen sind. Um desto mehr verdienen daher Herodotus und Thucydides unsere Bewunderung. Ohnerachtet sie mit obenbenannten Schriftstellern zu einer Zeit lebten, so machten sie sich dennoch von dergleichen Verzierungen, oder richtiger zu reden, Zierereyen schlechterdings nichts zu eigen. Die Sprache des erstern gleicht einem ohne Anstoß ruhig dahin fliessenden Bache. Beym zweyten ist der Fluss freylich etwas rauschender: seine Schilderungen von Krieg und Schlachten sind gewissermaasen eben so viel Schlachtgesänge. Beyde haben, wie sich Theophrast ausdrückt, die Geschichte zuerst dahin vermocht, dass sie sich das Herz nahm, in einer reichern und schönern Sprache, als vormals, zu reden.

(13) Nach ihnen kam Isocrates, ein Schriftsteller, den ich immer vorzüglich in Ehren halte. Zwar erklären Sie sich, lieber Brutus, zuweilen, eben so bescheiden, als scharfsinnig, dagegen. Allein vielleicht werden Sie mir bey-

pflichten, wenn Sie hören werden, was ich eigentlich an ihm lobe. Der Vortrag des Thrasymachus und Gorgias, welche den ersten Versuch zu einer kunstmässigen Verbindung der Worte gemacht haben sollen, dünkte dem Isocrates zu abgebrochen und zerstückelt: der Vortrag des Theodorus war ihm gleichsam zu eckicht, und nicht rund genug. Er fieng daher zuerst an, den Sätzen eine grössere Ausdehnung, und eine angenehmere Harmonie zu verleihen. Er wurde in diesem Stücke der Lehrer von Personen, die als Redner und als Schriftsteller Epoche gemacht haben, und man hielt sein Haus für eine Schule der Beredsamkeit. So wie ich nun bey dem Beyfalle unseres Freunden des Cato, gegen den Tadel der ganzen übrigen Welt gleichgültig seyn konnte, so, glaube ich, kann es auch dem Isocrates bey dem Zeugnisse, das ihm ein Plato gibt, ziemlich einerley seyn, was andere Leute von ihm urtheilen. Bald am Ende des Phädrus findet sich, wie

Sie wissen, folgende Aeußerung des Socrates: *Isocrates ist jetzt noch jung, Phädrus, aber ich will doch sagens was ich von ihm ahnde: Phädr. Und das wäre?* Socr. *Meines Erachtens ist er mit Lysias in Riicksicht auf dessen Reden gar nicht zu vergleichen: er hat weit mehr Geist, und auch glücklichere Anlagen zu einem edlen Character. Es wird also kein Wunder seyn, wenn er in reifern Jahren alle andere Redner in der Gattung von Beredsamkeit, die er jetzt treibt, so weit übertrifft, als ob es Kinder wären, oder auch dabey nicht stehen bleibt, sondern mit einer Art von göttlicher Begeisterung grössere Dinge unternimmt. Denn er ist gewissermaasen ein gebohrner Philosoph.* — So weissagte Socrates von dem Jünglinge. Plato schrieb das, als Isocrates schon in höhern Jahren stand: schrieb es in gleichem Alter, und bey Grundsätzen, die ihn zum Spötter aller Rhetoren gemacht hatten. Isocrates ist der

einzig, von dem er mit Achtung spricht. Ich bitte daher alle diejenigen, welchen Isocrates weniger behagt, mir zu erlauben, daß ich mich mit einem Socrates und Plato irre.

Jene epidictische Gattung hat also das eigene, daß sie sich mit einer Art von Süßigkeit, Lockerheit und Ueppigkeit, in sinnreichen Gedanken, und volltonenden Wörtern vernehmen läßt. Sie ist, wie gesagt, die Lieblingsmanier der Sophisten: sie ist mehr für das ergötzende Spiel, als für den handelnden Ernst: sie gehört auf den Uebungsplatz der bildenden Schule; vom Forum hat man sie ganz ausgeschlossen. Weil aber doch die Beredsamkeit ihre erste Nahrung daher empfängt, durch deren Unterstützung sie sich alsdann ihre weitere Bildung und Kraft selbst gibt, so war es wohl nicht unzweckmäßig, den Redner gleichsam in seiner Wiege zu zeigen. Verlassen wir nun den Übungsplatz, und verfügen uns auf den Platz des ernstlichen Streites.

(14) Der Redner hat sich um dreyerley zu bekümmern, 1) um den Stoff und Inhalt seiner Rede, 2) um die Stellung und Anordnung der Materialien, 3) um den Ausdruck. Ich werde also bestimmen müssen, was in jedem von diesen Stücken die höchste Vollkommenheit ausmacht: nur werde ich das auf eine andere Art thun, als es beym gewöhnlichen rhetorischen Unterrichte zu geschehen pflegt. Ich werde keine Regeln festsetzen; denn dazu habe ich mich gleich anfangs nicht anheischig gemacht. Ich werde vielmehr ein Ideal der vollkommensten Beredsamkeit zeichnen. Auch werde ich nicht von den Mitteln sprechen, diese Vollkommenheit zu erreichen, sondern nur zeigen, wie ich mir die letztere vorstelle. Über die beyden ersten Stücke werde ich mich kurz fassen: denn sie machen nicht eben ein vorzügliches Verdienst des Redners aus, sondern sie sind nothwendig, und auch in andern Fällen nicht selten. Die Geschicklichkeit, den

Stoff einer Rede zu erfinden und zu bestimmen, hat allerdings einen entschiedenen Werth, und ist gleichsam die Seele des Vortrags: Allein sie ist mehr eine Wirkung des Genies und der Wissenschaft, als ein Stück der rednérischen Beredsamkeit, die jedoch ohne jene Geschicklichkeit bey keiner Gattung des Vorträgs Statt finden kann. Auch unser vollkommener Redner wird also vor allen Dingen mit den Quellen der Sachbehandlung und Beweisführung bekannt seyn müssen. Bey jedem Streitpunkte nämlich, der zwischen zwey Parteyen zur Sprache kommt, kann entweder von der *Wahrheit* einer Sache, oder von ihrer *Benennung*, oder von ihrer *Beschaffenheit* die Rede seyn. Die Wahrheit wird durch gewisse Merkmale, die Benennung durch Definitionen, und die Beschaffenheit durch Erörterung des Rechts oder Unrechts bestimmt. Damit nun der Redner, der vollkommene versteht sich, von diesen Punkten Gebrauch machen könne, so

vergäfst er, wo möglich, die bestimmten Personen und Umstände, auf welchen der Gegenstand der Untersuchung beruht. Denn über ein unbestimmtes Ganze kann er sich weiter als über einen einzelnen bestimmten Theil desselben verbreiten, und was von jenem bewiesen ist, muß auch von diesem gelten. Eine solche Ausführung, wo man mit Beyseitsetzung bestimmter Personen und Umstände, sich blos auf das Allgemeine und Unbestimmte einschränkt, heißt eine *Thesis*. Hierin übte Aristoteles seine Schüler, nicht um sie zu geschickten Dialektikern zu bilden, sondern um sie mit den Vorräthen bekannt zu machen, deren Gebrauch sie in den Stand setzen könne, über jede Sache pro und contra gut und ausführlich zu sprechen. Daher setzte er seine sogenannten *τοποι*, oder Beweisquellen, fest, aus welchen die Stoffe zu jeder für oder wider eine Sache zu haltenden Rede geschöpft werden könnten.

(15) Unserm Redner (unter welchem wir weder einen Schuldeclamator, noch einen Schreyer vor Gerichte, sondern einen vollendeten Künstler in der Beredsamkeit verstehen) wird es nun nicht schwer fallen, diese bereits vorhandenen Fächer zu durchlaufen, sich daraus das schicklichste zu wählen, und im Allgemeinen zu sprechen, woher denn die sogenannten loci communes, oder Gemeinplätze entstehen. Inzwischen wird er sich dieser Vorräthe nie auf gut Glück bedienen, sondern jedesmal gehörig erwägen, was er davon brauchen kann. Denn dieselben Materialien passen nicht immer auf jeden vorkommenden Fall. Er wird also mit bedachtsamer Wahl zu Werke gehn: er wird sich nicht blos um einen Gegenstand seines Vortrags bekümmern, sondern nun auch seine Brauchbarkeit untersuchen. Denn gute Köpfe, zumal wenn sie wissenschaftlich gebildet sind, haben immer einen grossen Zufluss an Sachen und Einfällen. So wie aber das frucht-

barste und reichste Saatfeld nicht lauter gute Frucht, sondern auch schädliches Unkraut hervorbringt; eben so sind die in jenen Fächern enthaltenen Materialien oft entweder ganz schlecht, oder nicht passend genug, oder der guten Sache nachtheilig, und es ist daher von Seiten des Redners eine sehr sorgfältige Auswahl nöthig. Wie wäre es ihm sonst möglich, auf den günstigsten Umständen mit Nachdruck zu verweilen, das Harte zu mildern, das Unwiderlegbare in den Hintergrund zu stellen, oder wo möglich ganz aus den Augen zu rücken, oder die Aufmerksamkeit des Zuhörers davon abzulenken, oder auch an die Stelle eines ungünstigen Umstandes einen weniger nachtheiligen zu setzen?

Das zweyte, was dem Redner obliegt, war die *Stellung* und *Anordnung* seines Stoffs. Wie wird er diese zweckmässig einrichten? Im Eingange und in der Einleitung zur Sache wird er alle Schönheiten und Reitze der Be-

redsamkeit aufbieten. Hat er sich auf diese Art der Zuneigung seiner Zuhörer gleich Anfangs bemächtigt, dann wird er die Einwürfe des Gegners entkräften und aus dem Wege schaffen. Die stärksten Gründe für sich wird er theils an die Spitze, theils an das Ende stellen, die schwächern hingegen in ihre Mitte einschalten. Dies wäre eine kurze und summarische Darstellung der Art und Weise, wie unser Redner die zwey ersten Theile seiner Bestimmung erfüllen wird.

(16) Ob nun aber gleich diese Theile an sich selbst sehr wichtig sind, so erfordern sie doch, wie schon bemerkt worden ist, eben keine sonderliche Kunst und Anstrengung. Allein nach der Ausmittelung des Stoffs und dessen Anordnung folgt das wichtigste Stück, worauf der Redner zu sehen hat, nämlich der *Ausdruck*. Carneades unterschied sehr fein und richtig, wenn er bey dem Clitomachus Einförmigkeit der Sachen, bey dem Charmadas hingegen

das Einerley seines Ausdrucks bemerkte. Ist es aber selbst in der Philosophie, wo doch blos auf Sachen gesehen, und die Worte nicht auf die Goldwage gelegt werden, nicht gleichgültig, wie man sich ausdrücke; wie wichtig muß das nicht bey öffentlichen Reden seyn, wo Ausdruck und Einkleidung die Hauptrollen spielen? Und das ist es denn auch, lieber Brutus, was ich in Ihrem Briefe fand. Sie wollen nicht wissen, was ich von einem vollkommenen Redner in Rücksicht auf Erfindung und Anordnung seines Stoffes verlangen würde: Sie wünschen vielmehr, wie es scheint, zu erfahren, welche Gattung des Ausdrucks ich für die vollkommenste halte. Wahrlich es ist das keine leichte Aufgabe! es ist eine der schwersten, die ich kenne. Denn Sprache und Ausdruck sind theils so zarter und biegsamer Natur, daß sie sich in alle möglichen Formen schmiegen; theils ist auch der Geschmack bey den Menschen so unendlich verschieden:

und beydes hat zu eben so verschiedenen Manieren des Ausdrucks Anlaß gegeben. Wer sich unter Beredsamkeit eine vorzügliche Lebhaftigkeit und Schnelligkeit der Rede denkt, der wird an einem fliessenden und raschen Vortrage Geschmack finden. Andern gefällt es wieder besser, wenn in Ruhpunkten und Absätzen gesprochen wird. Beyde Manieren sind himmelweit von einander verschieden: und doch läßt sich in beyden eine Vollkommenheit denken. Manche geben sich Mühe, ihren Ausdruck zu glätten, zu ebnen, und ihm eine Art von schlichter Geschmeidigkeit zu verleihen. Andere gehen darauf aus, die rauhesten und härtesten Wörter zu wählen, und ihrem Vortrage gleichsam eine düstere Gestalt zu geben. Es gibt, unsrer obigen Eintheilung zu Folge, Redner, die sich erhaben, und kräftig, andere, die sich niedriger und milder, noch andere, die sich in einer Mischung von beyden auszudrücken suchen. Kurz, es gibt ih-

rer so vielerley, als wir bisher Maier-  
ren des Vortrags bestimmt haben.

(17) Ich habe zwar bis hieher schon  
mehr gethan, als Sie von mir verlang-  
ten: denn Sie wünschten nur über den  
vollkommensten Ausdruck des Redners  
meine Meinung zu wissen, und ich habe  
mich auch schon über Erfindung und  
Anordnung kürzlich erklärt. Um jedoch  
keinen Theil der rednerischen Bestim-  
mung unberührt zu lassen, will ich  
auch noch Etwas über die Action hin-  
zufügen. Ueber das Gedächtniss brau-  
che ich hier nichts zu sagen, weil die-  
se Fähigkeit auch zu mehrern andern  
Wissenschaften erforderlich ist. Zum  
rednerischen Ausdrucke wird nämlich  
zweyerley erforderlich, Action und Dar-  
stellung durch Worte. Die Action  
macht gleichsam eine Art von körperli-  
cher Beredsamkeit aus, und äußert sich  
in Stimme und Bewegung. Die Stimme  
leidet so viele Abwechselungen, als es  
Seelenzustände giebt, auf welche sie  
vorzüglich wirkt. Unser idealischer

Redner wird also den Ton seiner Stimme jedesmal den Empfindungen anpassen, die er theils selbst zu äußern, theils in der Seele seines Zuhörers zu erregen wünscht: ein Umstand, worüber ich mich umständlicher erklären würde, wenn hier der Ort zu solchen Belehrungen wäre, oder wenn Sie dergleichen von mir verlangt hätten. Ich würde dann auch von der Gesticulation und dem damit verbundenen Gebrüden - Spiele handeln: lauter Dinge, auf deren richtige Anwendung bey einem Redner unbeschreiblich viel ankommt. Denn es hat schlechte Redner gegeben, die blos durch ihre schöne Action Wirkungen der höchsten Beredsamkeit hervorbrachten; und man hat oft die beredtesten Redner, weil ihre Action schlecht war, für schwache Anfänger in der Beredsamkeit gehalten. Demosthenes urtheilte daher sehr richtig, wenn er der Action durchaus den ersten Rang unter allen Geschicklichkeiten eines Redners zuerkannte. Denn wenn

die Action auch ohne Beredsamkeit so viel, diese aber ohne jene nichts zu wirken im Stande ist, so muß sie nothwendig für den Redner einen ganz vorzüglichen Werth haben. Der Redner also, der auf die höchste Kunstvollkommenheit Anspruch macht, wird seine affectvollen Stellen mit starker, die bescheidenen und affectlosen, mit gemässigter Stimme vortragen: er wird in tiefen Tönen sprechen, um seinen Ernst auszudrücken, und in gebrochenen, um Mitleiden zu erregen. Die menschliche Stimme ist überhaupt wunderbar eingerichtet. Sie hat nur drey Haupttöne, den hohen, den tiefen und den Mittelton; und doch sind die Abstufungen, welche die Tonkunst aus ihnen entwickelt hat, so äußerst manichfaltig und angenehm.

(18) Auch in der Rede findet eine Gesangähnliche Modulation Statt: freylich keine solche, von welcher die Cärischen und Phrygischen Redner in ihren Epilogen, die beynahe förmliche

Singstücke sind, Gebrauch machen; sondern eine Modulation, wie sie Demosthenes und Aeschines verstehen, wenn sie sich einander erkünstelte Tongänge vorwerfen; besonders Demosthenes, der oft dessen süsse und schneidende Stimme erwähnt. Zur Empfehlung der Sorgfalt, die man auf eine angenehme Stimme zu wenden hat, finde ich die Bemerkung dienlich, dass die Natur selbst Anstalten dazu getroffen hat, Modulation in die Sprache zu bringen. Jedes Wort nämlich hat seinen scharfen Accent, aber auch nicht mehr als einen, und der nur in den drey letzten Sylben abwechselt. Dies ist ein Wink der Natur, den die Kunst zur Beförderung einer angenehmen Tonveränderung benutzen soll. Eine schöne Stimme ist ein Vorzug, den man sich freylich blos wiünschen muss: denn man kann ihn sich nicht geben. Aber Behandlung und Uebung steht doch in unsrer Gewalt. Der vollkommene Redner wird also von den nöthigen Ab-

wechselungen und Wendungen Ge-  
brauch machen: er wird, um die Stim-  
me bald zu verstärken, bald zu mil-  
dern, seine ganze Tonleiter auf- und  
absteigen. Er wird sich eine Bewegung  
zu eigen machen, die alle überflüssige  
Gestikulation ausschliesst. Er wird ge-  
rade und aufgerichtet stehen: selten,  
und nicht weit weder vorne vortreten,  
noch auf die Seite ausschweifen: sich  
nie verkünstelte Wendungen des Kopfs,  
nie affectirte Finger - Stellungen erlaub-  
en, oder die Finger zum Abzählen  
brauchen. Auf richtige Haltung des gan-  
zen Körpers, anständige Seitenbiegung,  
Vorstreckung des Armes bey starken af-  
fectyollen, und verkürzte Bewegung  
desselben bey ruhigen Stellen des Vor-  
trags, darauf wird sich seine Gestikula-  
tion einschränken. Nach der Stimme  
wirkt das Mienenspiel am vorzüglich-  
sten, und ist überaus geschickt, dem  
Vortrage Würde und Reitz zu verlei-  
hen: nur darf es nicht in übertriebene  
Grimassen ausarten. Auch die Augen-

sprache ist sehr wichtig. Im Gesicht zeigt sich die Seele, und die Augen sind ihre Dollmetscher, deren heitere oder finstere Blicke von den jedesmaligen Gegenständen des Vortrags bestimmt werden müssen.

(19) Doch es ist nun Zeit, daß wir das Bild unsers vollkommenen Redners, oder das Ideal der höchsten Beredsamkeit näher kennen lernen. Schon die Benennung, Redner, zeigt, daß Rede und Ausdruck die Eigenschaften sind, wodurch er sich vorzüglich auszeichnen müsse. Man benannte ihn, um seine höchste Bestimmung auszudrücken, weder von der Erfindung, noch von der Anordnung, noch von der Action. Nur Rede und Vortrag sind es, die im Griechischen und Lateinischen (*ρήτωρ, eloquens*) der Benennung des Redners zum Grunde liegen. Von allen übrigen Eigenschaften, die einem Redner nöthig sind, besitzen auch mehrere Mitglieder des Gelehrten - Standes bald diese bald jene; allein die höchste

Vollkommenheit des Ausdrucks ist nur dem Redner ausschliessend eigen. Es hat freylich auch Philosophen gegeben, die sich in einer schönen Sprache ausdrückten. So bekam Theophrast seinen Namen wegen der Vortrefflichkeit seines Ausdrucks. Aristoteles begeisterte selbst einen Isocrates zum Studium der Beredsamkeit. Vom Xenophon sagt man, dass die Misen gleichsam aus seinem Munde gesprochen hätten, und Plato behauptete immer in Ansehung des erhabenen Ausdrucks den ersten Rang. Allein der Sprache aller dieser Philosophen fehlte es doch an demjenigen Grade von Kraft und tief eingreifender Gewalt, welche der gerichtlichen Beredsamkeit eigen sind. Sie sprechen mit Gelehrten, die sie lieber besänftigen, als in Feuer setzen mögen. Sie sprechen über friedliche Gegenstände, bey denen sie keine künstliche Ueberredung, sondern nur Belehrung zur Absicht haben; weswegen ihnen auch manche schon dann eine ungebührliche

Uebertreibung zur Last legen, wenn sie in ihrem Vortrage etwas für die angenehme Unterhaltung thun. Die philosophische Sprache lässt sich also von derjenigen Beredsamkeit, wovon jetzt die Rede ist, sehr leicht unterscheiden. Sie ist sanft und häuslich: weder ihre Worte noch ihre Gedanken sind für den Geschmack des großen Haufens berechnet: ihr Bau ist mehr nachlässig, als harmonisch; sie hat nichts leidenschaftliches, nichts heftiges, nichts auffallendes, nichts hinterlistiges: sie ist das Bild einer keuschen, züchtigen und reinen Jungfrau; sie ist mehr alltägliche Sprache, als feierliche Rede. Denn obgleich jede Art von Sprechern auch Rede heißen kann, so wird doch mit letzterer Benennung vorzüglich nur die Sprache des Redners bezeichnet.

Nicht so leicht ist es, den Unterschied des sophistischen Vortrags zu bestimmen, weil der Sophist darauf ausgeht, seine Vorträge auf dieselbe Art, wie der Redner die seinigen, zu

verziert. Allein der Unterschied zwischen beyden liegt doch darin, dass die Sophisten mehr Besänftigung als Erregung der Leidenschaften zur Absicht haben, dass sie es mehr auf Unterhaltung als auf Ueberredung des Zuhörers anlegen, dass ihre Anstalten dazu offener und häufiger sind, als bey uns, dass sie Wendungen wählen, die mehr auf äussere Schönheit, als auf innere Beweiskraft berechnet sind, dass sie weit öfter von der Hauptsache abschweifen, hin und wieder unterhaltende Erzählungen einmischen, gesuchtere Metaphern anbringen, bey der Wortstellung nicht weniger Abwechselung, wie der Mahler bey seiner Farbensetzung suchen, die Sätze ihrer Perioden mit abgemessener Symmetrie bilden, in Antithesen sprechen, und die Wörter - Endungen sehr oft in reimähnliche Harmonie setzen.

(20) Mit dieser Manier hat der Geschichts - Vortrag die nächste Aehnlichkeit. Der Geschichtschreiber verziert

oft seine Erzählungen: er liefert lebhafte Schilderungen von Gegenden oder von Schlachten; er schaltet hin und wieder Reden und Ermunterungs-Vorträge ein. Allein alle diese Dinge erfordern einen Gang des Vortrags, der sich von der leidenschaftlichen und tief erschütternden Darstellung des Redners durch ruhiges und gleichförmiges Fortschreiten unterscheidet.

Die Beredsamkeit, mit deren Untersuchung wir uns jetzt beschäftigen, muss ferner von dem poetischen Ausdrucke nicht minder wie von dem historischen unterschieden werden. Denn auch die Dichter haben zu der Frage Gelegenheit gegeben, in welchen Stücken ihre Darstellungsart von der rednerischen verschieden seyn möchte. Anfangs glaubte man diesen Unterschied in dem Numerus zu finden, der den Vers bildet. Allein jetzt ist dieser auch bey den Rednern Mode geworden. Denn jede hörbare Abgemessenheit im Ausdrucke, wenn auch daraus kein

förmlicher Vers entsteht, heißt *Numerus*, oder griechisch *Rhythmus*. Es hat daher Kunstrichter gegeben, welche den Ausdruck des Plato und Democrit, wegen seiner grössern Lebhaftigkeit und ausgezeichneten Wendungen, für weit poetischer hielten, als den Vortrag der komischen Dichter, der sich von der Sprache des gemeinen Lebens durch nichts weiter als durch den Versbau unterscheidet. Dieser macht freylich bey dem Dichter nicht die Hauptsache aus: indessen verdient er um desto mehr Lob, wenn er bey dem grössern Zwange, dem er durch den Vers ausgesetzt ist, seinem Ausdrucke auch noch rednerische Vollkommenheit zu geben sucht. Es giebt Dichter, deren Sprache einen hohen Grad von rednerischer Fülle und Schmuck besitzt. Allein, meines Erachtens sind ihnen theils in Rücksicht auf Wortbildung und Stellung grössere Freyheiten verstattet, als uns, theils suchen sie auch die Forderungen ihrer Leser mehr durch Sprache, als durch

Sachen zu befriedigen. Die einzige Aehnlichkeit, welche der Dichter und der Redner in der Wahl der Wörter mit einander haben, ist übrigens nicht so beträchtlich, daß man deswegen ihre Ungleichheit in mehrern andern Stücken nicht wahrnehmen könnte. Die Sache ist keinem Zweifel unterworfen. Sollte sie aber auch eine noch nähere Untersuchung verdienen, so ist diese doch für unsere gegenwärtige Absicht unnöthig. Ich habe gezeigt, daß die Beredsamkeit des Redners von der des Philosophen, des Sophisten, des Historikers und des Dichters verschieden ist; es fragt sich nun also, was dieser Redner selbst seyn wird.

(21) Unter einem Redner, wie er nach dem Ideale des Antonius seyn soll, verstehn wir einen Mann, der in bürgerlichen Angelegenheiten vor Gericht, überzeugend, unterhaltend und rührend zu sprechen weiß. Durch Beweise zu überzeugen, ist nothwendige

Bedingung seines Geschäftes. Unterhaltend wird er durch angenehme Einkleidung seines Vortrags, durch Rührung sucht er zu siegen: denn oft ist sie es hauptsächlich, welche den Prozess gewinnen hilft. So viel es nun Pflichten des Redners giebt, so viel giebt es auch Gattungen des Ausdrucks. Der schlichte belehrende Vortrag ist für die Beweisführung, der gemischte oder gemässigte für die angenehme Unterhaltung, der starke leidenschaftliche für die Rührung, deren Hervorbringung dem Redner ganz eigenthümlich zu kommt. Von diesen drey Manieren nun in der gehörigen Temperatur und Mischung Gebrauch zu machen, dazu wird ein sehr hoher Grad von Beurtheilungskraft und vorzügliche Geschicklichkeit erfordert. Denn der Redner muss theils bestimmen, welche Gattung in gewissen Fällen die zweckmässigste sey, theils muss er es in seiner Gewalt haben, für jeden Gegenstand seiner Rede die rechte Sprache zu treffen.

Ueberhaupt aber ist für die Beredsamkeit, wie für alles andere Wissen, ein richtiger *Geschmack* die Grundlage. Wie im menschlichen Leben, so ist auch im rednerischen Vortrage nichts schwerer, als die Regeln des Anstandes und der Schicklichkeit zu beobachten. Die Griechen nennen das *πρέπον*, die Lateiner *decorum*. Es giebt über diese Eigenschaft sehr zahlreiche und trefliche Belehrungen; und sie ist um so viel mehr unserer ganzen Aufmerksamkeit werth, je häufiger die Fehltritte sind, welche die Unbekanntschaft mit derselben nicht nur im gemeinen Leben, sondern auch in Werken der Dichtkunst und Beredsamkeit veranlaßt. Diesen Schicklichkeitssinn muß der Redner nicht nur in den Sachen, sondern auch in den Worten anwenden. So viel es Abstufungen von Glückslagen, von Ehre, von öffentlichem Einfluß, von Alter, so viel es Verschiedenheiten des Orts, der Zeit oder des Auditoriums giebt, eben so manch-

fältig müssen auch die Worte und Ausdrücke seyn, in welchen man darüber spricht. In jedem Theile unsers Vortrags müssen wir, wie bey jedem Verhältnisse des Lebens, die Forderungen der Schicklichkeit zu erfüllen suchen. Dies geschieht theils in Rücksicht des Gegenstandes, theils in Rücksicht des Redners selbst, theils der Zuhörer. Ueberhaupt erstreckt sich die Anwendung jener Schicklichkeit sehr weit. Die Philosophen handeln davon in der Lehre von den Pflichten, ausgenommen wo die Rede von Tugend und Recht ist, als in welchem keine Einschränkungen Statt finden. Die Grammatiker sprechen davon bey Erklärung der Dichter; und die Redner haben die Rücksicht darauf bey dem ganzen Gegenstande und in jedem Theile ihres Vortrags nöthig. Denn wie unschicklich würde es z. B. seyn, wenn sich ein Redner in einer Privatstreitigkeit über die Dachtraufen in einem prächtigen Stile, und glänzenden Gemein-

plätzen, hingegen über die Majestät der römischen Republik in einer kleinklauten und blos philosophischen Sprache vernehmen lassen wollte? Hier sind die Regeln des Schicklichen im Ganzen verfehlt.

(22) Andere verstehen es damit entweder bey ihrer eigenen Person, oder bey den Richtern, oder bey der Gegenparthey, und zwar theils mit der Sache, theils mit Worten. Denn wenn gleich Wörter ohne Sachen keinen Sinn geben, so ist doch oft der Fall, dass eine und dieselbe Sache schlecht oder gut erscheint, je nachdem sie so oder anders mit Worten dargestellt wird. Ueberall habe man Acht, dass man Grenze halte. Jede Sache hat ihr Maass und Ziel: indessen ist doch das zu viel weit anstössiger, als das zu wenig. Das meinte Apelles, wenn er den Mahlern zur Last legte, dass sie nicht wüssten, wo sie aufhören sollten.

Diese Materie, lieber Brutus, ist, wie Sie selbst am besten wissen, äus-

serst wichtig, und erfordert eine eigene weitläufige Abhandlung: allein ich habe davon für meine gegenwärtige Absicht genug gesagt. Von Worten und Handlungen, sie mögen wichtig oder unwichtig seyn, sagen wir, dass sie entweder unschicklich oder unschicklich sind, und es kommt bekanntmasen viel darauf an, ob jenes oder dieses Statt findet. Es macht ferner einen beträchtlichen Unterschied, ob wir sagen, *so muss es seyn*, oder ob wir sagen, *so ziemt sichs*. Im ersten Falle deuten wir auf eine Pflicht, zu deren Ausübung jedermann zu allen Zeiten verbunden ist: im zweyten Falle bezeichnen wir ein der Zeit und den Personen angemessenes Betragen, welches sich nicht nur auf Worte und Handlungen, sondern auch auf Mienenspiel, Gestikulation und Körperbewegung erstreckt. Dieselbe Bewandniß hat es mit der Unschicklichkeit. Die Dichter halten sie für einen der unverzeihlichsten Fehler, den sie schon dann begehen wür-

den, wenn sie einem Bösewichte Grundsätze des edeldenkenden Mannes, oder einem Thoren die Sprache des Weisen in den Mund legen wollten. Dieses Schicklichkeitsgefühl beselte den Künstler, der das Opfer der Iphigenia mahlte. Nachdem ~~er~~ den Calchas traurig, den Ulysses noch trauriger, und tiefer als beyde trauernd den Menelaus gebildet hatte, fand er es nöthig den Kopf Agamemnons unter das Gewand zu verstecken, weil es ihm unmöglich dünkte, ~~in~~ diesen höchsten Grad des väterlichen Schmerzes mit dem Pinsel zu schildern \*). Selbst der

\*) Eben so beurtheilt Plinius 10, 35, diese Verhüllung Agamemnons. Es wird gewiss jedem Leser interessant seyn, hier zu lesen, wie Wieland in seinem Aristipp 2 B. S. 134. den Künstler Timanthes selbst über den Grund und Sinn jener Verhüllung urtheilen lässt: „Ich muss gestehen, dass ich bey der Verhüllung Agamemnons, so wie bey der Behandlung des ganzen Stücks, keinen andern Gedanken hatte, als die bekannte Scene in der Iphigenia des Euripides, gerade so, wie der Dichter sie schildert, und wie

Schauspieler bemüht sich mit passendem Anstande zu spielen. Was wird nun also vollends der Redner thun müssen, für welchen diese Eigenschaft im Ganzen und im Einzelnen so äusserst wichtig ist. So viel ist also einleuchtend,

ich sie mehrmal auf der Schaubühne gesehen, darzustellen. Steckt in der Verhüllung irgend ein besonderes Verdienst, so gebührt alles Lob dem Dichter; ich zweifle aber sehr, dass sein Agamemnon einen andern Grund, warum er seinen Kopf einhüllt, hatte, als weil er sich selbst nicht so viel Stärke zutraute, dass er beym Anblick des tödlichen Stosses in die Brust seines Kindes, Gewalt genug über sich behalten würde, um die Heiligkeit des Opfers nicht durch irgend einen ungebührlichen Ausbruch des Vatergefühls zu entweihen. Denn nach den Begriffen und Sitten jener Zeiten mussten solche Opfer, um von den Göttern mit Wohlgefallen aufgenommen zu werden, freywillig, ja mit fröhlichem Herzen dargebracht werden. Weit entfernt also, dass ein Mahler, der eine solche Geschichte bearbeitet, seine Kunst im Ausdruck der verschiedener Grade des Schmerzes und der Traurigkeit erschöpfen dürfte, besteht seine grösste Geschicklichkeit blos darin, dass er die Umstehenden nicht mehr Theilnahme und Rük-

dass nicht nur jeder einzelne Theil einer Rede, sondern auch ganze Vorträge, jedes nach Maasgabe seiner Verschiedenheit, eine verschiedene Darstellung erfordert.

(25) Nun folgt, dass wir die charakterischen Eigenschaften von jeder Gattung des rednerischen Ausdrucks bestimmter angeben. Ich wiederhole es, dass das allerdings ein sehr schweres Stück Arbeit ist. Allein wir hätten diese Schwürigkeiten Anfangs bedenken sollen. Jetzt müssen wir unsren einmal angetretenen Weg auf gut Glück weiter verfolgen. Zuerst wollen wir den Redner schildern, dem einige den Charakter der Attischen Beredsamkeit ausschliessend beylegen. Seine Sprache ist

“... rung zeigen lasse, als nöthig ist, dass sie nicht als Unrhenschen oder ganz gefühllose Klötze dastehn. An die sinnreiche Idee, die Einbildungskraft der Zuschauer ergänzen zu lassen, was der Pinsel des Mahlers, oder die Kunst des Schauspielers nicht vermochte, hat Euripides vermutlich so wenig gedacht, als ich.” —

bescheiden und anspruchslos; er bildet den Ausdruck des gemeinen Lebens nach, und scheint jedem, der ihn hört, weniger Redner zu seyn, als er in der That ist. Daher selbst die unfähigsten von seinen Zuhörern sich gemeinlich getrauen, eben so gut wie er sprechen zu können. Denn das ist eine eigen-thümliche Wirkung dieser schlichten und niedrigen Manier, dass man sich einbildet sie leicht nachmachen zu können: allein man findet in der Ausübung gerade das Gegentheil. Sie braucht, um sie mit einem Körper zu vergleichen, gerade nicht von vielem Blute zu strotzen; sie muss aber doch gute Säfte haben, und, wenn gleich nicht stark und nervigt, doch im Ganzen genommen gesund seyn. Diesem Redner nehmen wir vor allen Dingen die Banden des Numerus ab. Dieser Numerus, von welchem ich in der Folge handeln werde, ist zwar, wie Sie wissen, ein Erforderniss des Rednerausdrucks: allein, so nöthig er in jeder andern Gat-

tung ist, so wenig darf er in dieser Statt finden. Sein Gang muss ungefesselt und frey seyn, ohne jedoch in gänzliche Ungebundenheit zu fallen. Der Redner gebé sich keine Mühe, seine Worte gleichsam in harmonische Reihe und Glied zu stellen. Denn selbst jene den Hiatus bildende Zusammenkunft von Vocalen hat etwas mildes und weiches, und verräth höchstens kunstlose Nachlässigkeit eines Schriftstellers, dem es mehr um Sachen, als um Worte zu thun ist. So wenig ängstlich aber auch sein Periodenbau und seine Wortfügung seyn darf, so sehr hat er sich doch wieder zu hüten, dass er in Rücksicht des Unperiodischen und Zerstückelten die Zwanglosigkeit nicht übertreibe. Es findet auch hier eine gewisse bedächtige Nachlässigkeit statt. Diese schlichte Gattung des rednerischen Vortrags gefällt durch ihren schmucklosen Ausdruck, wie gewisse Frauenzimmer, die uns um so viel reizender dünken, je einfacher sie geklei-

det sind. In beyden Fällen wird der Reitz dadurch erhöhet, daß er sich nicht ankündigt. Man entferne jeden in die Augen springenden Juwelen-Schmuck; selbst das Kräuseleisen lasse man ruhen. Alle Schminken-Malerey muß wegfallen. Geschmackvolle Reinheit ist das einzige, was bemerkbar seyn muß. Die Sprache sey rein und nationell: der Ausdruck plan und verständlich: das Ganze zenge von geschmackvoller Schicklichkeitskenntniß. Ich setze noch eine vierte Eigenschaft hinzu, die Theophrast von einem schönen Vortrage fordert, nämlich seine Wendungen, angenehme Glätte, und gemäßigte Fülle des Ausdrucks. Sinnreiche und gewissermasen überraschende Sentenzen müssen nicht gespart werden: sie sind hier vorzüglich an ihrem Platze. Vom eigentlichen rednerischen Apparate darf hier nur ein sehr eingeschränkter Gebrauch gemacht werden. Dieser Apparat besteht in Verzierungen, die theils die Sachen, theils die

Worte betreffen. Was die letztern betrifft, so sind es entweder einzelne, oder mit andern verbundene, die einer Verzierung fähig sind. Die einzelnen sind entweder Wörter von der eigentlichen und gewöhnlichen, oder von einer fremden abgeleiteten Bedeutung. Jene empfiehlt entweder ihr voller schöner Ton, oder ihre vorzügliche Deutlichkeit: diese enthalten entweder eine Metapher, oder sie sind ganz neu gebildet, oder es sind veraltete, und ausser Gewohnheit gekommene Wörter. Indessen giebt es auch dergleichen ungewöhnliche und alte Wörter, die ihre eigentliche Bedeutung haben: allein diese gebraucht man nur sehr selten. Bey Wörtern, in so fern sie mit andern verbunden sind, nennen wir es Verzierung, wenn sie der Rede eine gewisse angenehme Wendung mittheilen, welche wegfallen würde, so bald man das Wort veränderte, ohne dass deswegen ein anderer Sinn entstünde. Denn verzierter Gedanken - Wendun-

gen, welche immer dieselben bleiben, wenn man auch die Worte verändert, hat man zwar eine grosse Menge; aber solcher, die besonders hervorstechen, giebt es doch nur einige wenige.

In dieser niedrigen und ruhigen Manier des Ausdrucks also muss sich der Redner vorzüglich einer reinen Sprache, übrigens neuer Wörter mit grosser Zurückhaltung, metaphorischer mit Mässigung, veralteter mit Sparsamkeit bedienen. In verzierten Wörter- oder Gedanken-Wendungen muss er eher zu wenig als zu viel thun. Die Metapher kann er allenfalls häufiger gebrauchen; denn man trifft sie in der Sprache nicht allein der gebildetern Stände, sondern auch der rohern Volksklassen an. Die Ausdrücke, *der Weinstock treibt Augen, das Land dürstet, die Saat steht fröhlich, das Getreide wächst geil*, führt selbst der Bauer im Munde. Zwar ist in diesen und ähnlichen metaphorischen Ausdrücken immer etwas gewagtes: allein dies wird entweder

durch die Deutlichkeit der Vergleichung gemildert, oder wenn die Sache keinen eigenen Namen hat, so scheint die Metapher nicht aus Ueppigkeit, sondern aus dem Bedürfnisse der Darstellung entstanden zu seyn. Ist aber gleich der Redner in dem Gebrauche dieser Gattung von Verzierung weniger eingeschränkt, als in der Anwendung der übrigen, so darf er sich ihrer doch nicht mit der Freyheit bedienen, die ihm in der höhern und leidenschaftlichen Schreibart verstattet ist. Auch hier verräth der Schriftsteller seinen Mangel an jenem Schicklichkeitsgefühle, wenn er die Aehnlichkeit zu weit herholt, und nun von dieser Metapher, die in einer andern Gattung des Ausdrucks nicht unschicklich seyn würde, gerade in seiner einfachern und schlichtern Manier Gebrauch macht.

(25) Was ferner diejenige Verzierung betrifft, wodurch die Wortstellung vermöge besonderer Figuren (der sogenannten *σχήματα* der Griechen, welche

auch die verzierten Gedanken - Werdungen so nennen, verschönert wird, so bedient sich derselben der schlichte ruhige Redner (den einige ganz richtig Attisch nennen, nur dass er es nicht allein ist) zwar auch, aber doch nur sehr sparsam. Wie ein Haushalter, der seine Gäste nicht gerade mit prachtvollem Aufwande bewirthen will, sich sparsam einrichtet, ohne geschmacklos zu seyn, so macht es der Redner; er trifft unter jenen Verzierungen eine schickliche Wahl. Die meisten von ihnen sind auch dem eingeschränkten Charakter seines Vortrags, von welchem ich spreche, schon an sich angemessen. Dagegen muss er sich aller derjenigen enthalten, die ich oben erwähnt habe, vermöge welcher man Sätze von genau abgemessener Wörterzahl zusammestellt, oder mehrere Glieder mit Wörtern von gleichen Endsyllben schliesst, oder diese reimähnliche Gleichheit in mehreren Wörtern nach einander anbringt; oder mit veränderten Buchsta-

ben Spielerey treibt. Denn damit würde er nur Künsteley und ein vorsätzliches Haschen nach blendendem Putzwerke verrathen. Alle Wiederholungen, die eine gewisse Stärke und Anstrengung der Stimme erfordern, stehen hier am unrechten Orte: außerdem kann er sie mit unter anbringen. Seine Perioden müssen mehr kurz als lang seyn, oder wenigstens mit kurzen Sätzen abwechseln. Er muss sich lauter gebräuchlicher Wörter, lauter natürlicher und milder Metaphern bedienen; und unter den Gedanken - Figuren muss er solche wählen, deren Wendungen am wenigsten auffallend sind. Er darf z. B. die Republik nie redend einführen, keine Toden aus dem Schattenreiche erscheinen lassen, nie eine lange Reihe von exaggeirten Gedanken zusammenschichten. Diese Wendungen erfordern eine Kraftäußerung in der Sprache, die man von dieser Redner - Gattung weder erwarten noch verlangen darf. Denn wie die Stimme, so muss auch bey ihm der

Ausdruck ruhiger Natur seyn. Wie gesagt, die allermeisten von jenen Wendungen lassen sich auch bey dieser niedrigern Gattung des rednerischen Vortrags anwenden: nur muß sie der Redner mit mehr Einfachheit und Kunstlosigkeit behandeln: denn dies macht den Character der Manier aus, die ich schildere. Hiermit muß eine Action verbunden werden, die weder tragisch, noch dem Schauspieler nachgebildet ist: die Bewegung des Körpers muß nur mäßig seyn. Einen größern Wirkungskreis kann die Mienensprache haben, die jedoch nicht in Grimasse ausarten darf, sondern den Sinn der ausgesprochenen Worte im Allgemeinen und mit Anstand andeuten muß.

(26) Die Schreibart, wovon ich jetzt spreche, verträgt auch die Würze des *Witzes* und *Scherzes*, welche überhaupt in der Beredsamkeit grosse Wirkung thut. Sie äußert sich auf zweyerley Art, entweder als *herrschender Ton* in der Rede, oder als *unvorbereitete Ue-*

*berraschung.* Unser Redner kann von beyden Gebrauch machen; von der ersten, um die Erzählung damit angenhm zu würzen, von der zweyten, um die Empfindung des Lächerlichen durch schnelle Andeutung zu verstärken. Hiervon giebt es wieder verschiedene Gattungen: allein es gehört jetzt nicht zu unserm Zwecke, davon zu sprechen. Wir bemerken nur einige Abwege, vor welchen sich der Redner beym Gebrauche des Witzes und des Scherzes zu hüten hat. Ist er zu häufig, so wird er harlequinmässig. Enthält er unanständige Zweydeutigkeiten, so erniedrigt er den Redner zu einem Mimus: ist er zu frey, so deutet er auf hämische Absichten; nimmt er das Elend zum Gegenstande, so zeigt er von Gefühllosigkeit. Scherzt man über ein Verbrechen, so veranlaßt man Lachen, wo man Abscheu erregen sollte. Eben so wenig darf der Redner auf eine Art scherzen, die entweder für ihn selbst, oder für den Richter, oder für

die Umstände unschicklich ist: und das ist wieder Sache jenes Schicklichkeitsgefühls. Jeden gesuchten, und nicht im Augenblicke der Veranlassung entstandenen, sondern zu Hause vorbereiteten Witz muß er vermeiden: deün er fällt gemeiniglich frostig aus. Weder Freunde, noch Personen von Verdiensten darf er zum Gegenstande desselben nehmen: auch muß er sich hüten, unvertilgbare Schandflecken aufzudecken. Nur seine Gegner darf er anstechen, jedoch auch diese nicht immer, und nicht alle ohne Unterschied, sondern mit jeder Gattung des Witzes. Bedient sich der Redner dieses feinern latnigen Witzes, der eine vorzügliche Eigenschaft des Attischen Vortrags ausmacht, ohne jene fehlerhafte Anwendungen, dann wird er sich von unsren neuern Attischen Aafterrednern gewiss hinlänglich unterscheiden.

Dies sind im meines Erachtens die Hauptzüge von dem Bilde eines Redners von der schlichten niedrigern Gat-

tung, die aber zugleich das Bild eines grossen und ächt Attischen Redners vollenden. Denn alles was man in der Rede entweder gewürzt, oder doch gesund und schmackhaft nennen kann, ist bey dem Attischen Schriftsteller characteristisch. Indessen sind doch nicht alle und jede Attiker auf den launigen unterhaltenden Ton gestimmt. Lysias und Hyperides sind es hinlänglich. Demades soll alle andere darin übertragen haben. Nicht so hingegen Demosthenes. Dieser hat meines Erachtens einen hohen Grad von geistreicher Feinheit: aber es ist mehr die Feinheit einer im Ganzen interessanten Darstellung, als des schnellen und treffenden Witzes. Dieser ist eine Frucht des von Natur lebhaften Genies, jene ist die Wirkung eines höhern Grades von Kunst.

(27) Eine zweyte Gattung des rednerischen Vortrags ist diejenige, welche auf der einen Seite jene schlichte niedrigere Manier, wovon ich so eben ge-

sprochen habe, an Fülle und Gediegenheit übertrifft, auf der andern Seite aber bey weitem einfacher und kleilauter ist, als jene grosse und prächtige, wovon ich in der Folge reden werde. Sie hat nur sehr wenige Kraftäusserungen, aber desto mehr Anmuth. Sie ist etwas nachdrücklicher, als jene schlichte Manier, aber doch weit einfacher und eingezogener, als die prächtige und volle Gattung. Sie ist für alle Arten rednerischer Verzierung empfänglich, und hält es vorzüglich mit der angenehmen reitzenden Darstellung. Griechenland hat viele berühmte Schriftsteller in dieser Manier gehabt: allein unter ihnen behauptet doch Demetrius Phalereus den ersten Rang. Sein Vortrag ist ruhig und sanft: seine Metaphern und Tropen schimmern aus dem Ganzen, wie Sterne, hervor. Metaphorisch nenne ich, wie gewöhnlich, Ausdrücke, wenn, entweder um des angenehmen Eindrucks willen, oder aus Sprachbedürfniss, ein Begriff nicht mit

seinem eigentlichen Worte, sondern mit einem andern bezeichnet wird, das einen ähnlichen Begriff andeutet. Tropisch heißtt der Ausdruck dann, wenn statt des eigentlichen Wortes ein anderes gesetzt wird, dessen Begriff eine Verbindung und ein Verhältniss zu dem Begriffe des erstern bezeichnet. In beyden Fällen findet zwar eine Uebertragung und Entlehnung Statt: aber anders ist sie, wenn z. B. Ennius eine Stadt *verwaist* nennt, und ganz anders wieder, wenn er sagt: *horridam Africam terribili tremere tumultu*, und also statt der Afrikaner, Afrika selbst setzt. Die griechischen Rhetoriker nennen das eine *Hypallage*, weil Worte gegen einander ausgewechselt werden: die Grammatiker hingegen *Metonymie*, in so fern darin eine Uebertragung des Ausdrucks Statt findet. Aristoteles rechnet das alles zur *Metapher*, auch die *abusio*, die bey den Griechen *catachrese* heißtt: wenn man z. B. *minutus animus* statt *parvus* sagt: desgleichen

wenn man entweder aus Bedürfniss, oder um eines angenehmeren Eindrucks, oder auch um des Wohlstandes willen, statt der eigentlichen Benennung eine verwandte aber doch uneigentliche braucht. Werden dergleichen Metaphern durch eine ganze Reihe von Gedanken hindurch fortgeführt, so entsteht eine eigene Art der Darstellung, welche die Griechen die *Allegorie* nennen. Diese Benennung ist gut gewählt: aber Aristoteles thut doch besser, wenn er das alles zum metaphorischen Ausdrucke rechnet. Beym Phalereus findet man die häufigsten und schönsten Stellen dieser Art. Indessen so sehr es auch von Metaphern bey ihm wimmelt, so trifft man doch bey keinem andern Schriftsteller mehr tropische Ausdrücke an, als bey ihm.

Ferner ist die gemischte Manier, von welcher ich spreche, nicht allein für alle Wortfiguren, sondern auch für viele Gedankenfiguren empfänglich: auch verstattet sie weitläufige wissen-

schaftliche Untersuchungen, und ruhige Betrachtung allgemeiner Wahrheiten. Kurz, der Redner in dieser Manier bildet sich in den philosophischen Hörsälen; und kann, wenn er keiner Vergleichung mit einem andern von der höhern und leidenschaftlichen Gattung ausgesetzt ist, des Beyfalls seiner Zuhörer gewiss seyn. In diese Classe gehört auch jene blühende, gepützte und verzierte Gattung des Vortrags, die jeden Schmuck aufnimmt, in welchem Worte und Gedanken erscheinen können. Sie entstand in den Schulen der Sophisten, und wollte sich auch aufs Forum einschleichen. Weil aber weder die Redner von der schlichten, noch die von der erhabenern Gattung sich entschliessen konnten Gebrauch davon zu machen, so verband sie sich mit der Mittelgattung, wovon so eben die Rede gewesen ist.

(28) Die dritte und wirksamste Manier der rednerischen Darstellung ist die ausgebreitete, gedankenreiche, lei-

denschaftliche, und prächtig verzierte. Der Redner von dieser Pracht, von diesem Umfange, ist der Gegenstand der Bewunderung von Nationen. Seine Beredsamkeit wirkte von jeher in den wichtigsten Angelegenheiten des Staats, und sie ist es, deren mächtigen Schwung alle Welt anstaunt, ohne dass jemand Mut fassen könnte, sie zu erreichen. Ihr Geschäft ist, sich der Herzen zu bemächtigen, und jede Neigung derselben zu leiten. Bald bahnt sie sich den Weg mit Sturm, bald sind die Wendungen sanft, in welchen sie die Seelen beschleicht. Sie pflanzt neue Ideen, und rottet die alten aus. Allein zwischen dieser und den beyden übrigen findet ein großer Unterschied statt. Wer sich jene schlichte feinere Manier eigen gemacht hat, die Kunst mit geistreicher Darstellung vereinigt, ohne im geringsten erhaben und schwungvoll zu seyn, der gilt, wenn er es darin zur Vollkommenheit gebracht hat, schon deswegen, wo nicht für einen der grös-

ten; doch für einen großen Redner. Er ist vor Fehlritten am sichersten, und wird, wenn er einmal Fuß gefasst hat, nie sinken. — Der Redner von der zweyten Mittelgattung, die ich die gemässigte oder gemischte nenne; wenn er sich nur in dieser Manier recht fest gesetzt hat, darf keinen ungünstigen und ungewissen Ausgang fürchten. Gelingt ihm auch, wie das oft zu gehen pflegt, manches nicht; seine Gefahr wird nie gross: denn er kann nie tief fallen. Ist hingegen der starke, feurige, leidenschaftliche Redner, dem ich den ersten Platz anweise, nur für diese Gattung des Vortrags eingerichtet, ist er nur in dieser geübt und geschickt, ohne sich im mindesten auf eine zweckmässige Mischung aller drey Manieren zu verstehen: dann ist sein Werth äusserst gering. Der Redner von der ersten Gattung wird für einen Mann von Geist und Einsicht gelten, weil er geistreich und mit feiner Gewandheit spricht. Den Vortrag des Redners von

der gemischten Gattung wird man angenehm und interessant finden. Allein der leidenschaftliche Redner, wenn er nichts weiter als das ist, pflegt selten für mehr als für einen überspannten Schwärmer zu gelten. Denn wer schlechterdings nie im Stande ist, ruhig und leidenschaftlos oder mit der Ordnung, Bestimmtheit oder angenehmen Laune zu sprechen, womit oft entweder ganze Reden, oder doch einzelne Abschnitte derselben vorgetragen werden müssen, der ist in Gefahr, wenn er seine ruhigern nüchternen Zuhörer mit dieser flammenden Beredsamkeit überrascht, für einen Rasenden, oder für einen Betrunkenen gehalten zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

## Tusculanische Untersuchungen

An M. Brutus

### Fünftes Buch.

Dieser fünfte Tag, lieber Brutus, soll unsere Tusculanischen Unterhaltungen beschliessen. Wir sprachen damals über Ihre Lieblingsidee, *Tugend macht durch sich selbst glücklich*. Dass Sie dieser Idee ganz vorzüglich gewogen sind, weiß ich theils aus der trefflichen Abhandlung \*), die Sie mir zugeeignet haben, theils aus verschiedenen Ihrer mündlichen Aeulserungen. Zwar hat die Empfehlung dieses Grundsatzes, wegen so vieler und mannichfaltiger Anfechtungen des Schicksals, denen die

\*) Ueber die Tugend. Vergl. de Fin. I, 5.

Tugend ausgesetzt ist, einige Schwü-  
rigkeit: allein er ist so wichtig, daß  
wir den Beyfall desselben aus allen  
Kräften befördern müssen. Die ganze  
Philosophie hat keinen grössern, kei-  
nen herrlichern Gedanken aufzuweisen.  
Jene ersten Philosophen beschäftigten  
sich mit dem Studium der Philosophie,  
einzig und allein in der Absicht, um  
den Weg zur wahren menschlichen  
Glückseligkeit aufzusuchen; gewiss also  
nur die Hoffnung wahrhaft glücklich zu  
leben, vermochte sie zu so mühsamen  
Untersuchungen. Haben sie nun die  
Tugend gefunden, und ihren vollkom-  
mensten Sinn entdeckt, und ist die  
Tugend allein fähig genug, Glückselig-  
keit zu gewähren, wer sollte ihre Be-  
mühungen in dem Gebiete der Philoso-  
phie, und unsere Entschließung zu  
demselben Studium nicht höchst lo-  
benswürdig achten? Ist hingegen die  
Tugend eine von den unzuverlässigen  
und mannichfältigen Launen des Glücks  
abhängige Sclavin; hat sie nicht Kraft

genug? sich in ihrer Würde zu behaupten, so fürchte ich, unsere Hoffnung glückselig zu leben hat an der Tugend nur eine sehr schwache Stütze, und wir müssen es bey blosen Wünschen bewenden lassen.

Wenn ich alle die Unglücksfälle \*), womit das Schicksal mich so stark heimgesucht hat, bey mir überrechne, so fange ich an gegen jenen Grundsatz misstrauisch zu werden, zuweilen auch wohl vor der Schwäche und Hinfälligkeit des Menschengeschlechts überhaupt zu zittern. Denn da uns die Natur einen hinfälligen Körper gegeben, und diesen Körper auch noch unheilbaren Krankheiten und unerträglichen Schmerzen unterworfen hat, so muß ich besorgen, daß sie ihm auch eine Seele zugesellt habe, die nicht nur die

\*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Cicero hier, auser dem Verluste seiner Tullia, der ihm so heftig ans Herz gegriffen hatte, auch seine politischen ungünstigen Verhältnisse, z. B. die Clodianischen Unruhen, sein Exilium, im Sinne gehabt habe.

Schmerzen ihres Körpers mitfühlt, sondern auch noch besonders mit eigenem Leiden und Ungemach zu kämpfen hat. Doch ich widerlege mich hier selbst mit dem Einwurfe, dass ich die Macht der Tugend nicht aus ihrem innern Wesen, sondern vielleicht nur nach anderer und meiner eigenen Schwäche beurtheile. Denn wenn es überhaupt Tugend giebt, — woran uns Ihr Oheim <sup>\*)</sup>, Brutus, nicht mehr zweifeln lässt, — so ist diese Tugend über alles, was den Menschen anfechten kann, erhaben, so verachtet sie, in ihrer Erhabenheit, die menschlichen Schicksale, und fühlt sich, bey dem Bewufstseyn ihrer gänzlichen Schuldlosigkeit, von nichts sonst, als von sich selbst, abhängig. Aber wir Menschen verbittern uns unser Schicksal selbst, bald durch die Furcht vor einer bösen Zukunft, bald

<sup>\*)</sup> Cato Uticensis. Seine Schwester Servilia war Brutus Mutter. Vergl. de Fin. 4, 16. wo dieser Cato omnium virtutum auctor genannt wird.

durch übertriebenes Wehklagen bey gegenwärtigen Uebeln, und sind dann geneigter, die Natur, als unsere eigene Verkehrtheit, anzuklagen.

(2) Von dieser Verirrung, und überhaupt von allen andern Fehlern und Gebrechen, kann uns nur die Philosophie heilen. Sie war die Geliebte, zu welcher mich schon in den frühesten Jugendjahren Neigung und Liebe hinzog; und jetzt ist sie der Hafen, wohin ich, nach ausgestandenen harten Stürmen meines Schicksals, geflüchtet bin. O Philosophie, du beste Führerin auf dem Pfade des Lebens, du Leiterin zur Tugend, du Zerstörerin des Lasters! was würde ich, was würde das Menschengeschlecht ohne dich haben werden können? Du hast Städte erbauet, hast die Menschen aus öder Zerstreuung zu geselliger Verbindung versammelt, du hast sie erst durch Wohnungen, dann durch die Banden der ehelichen Liebe, dann durch das gemeinschaftliche Interesse der Sprache

und der Wissenschaften mit einander vereinigt: du wardst Gesetzgeberin, du wardst Lehrerin der gesellschaftlichen Zucht und Ordnung. Zu dir nehmē ich meine Zuflucht: bey dir suche ich Hülfe: dir überlasse ich mich, was ich sonst nur unvollkommen thun konnte, jetzt völlig und von ganzer Seele. Ja, ein einziger tugendhaft und nach deinen Vorschriften verlebter Tag ist mehr werth als eine Ewigkeit mit Fehlritten bezeichnet. Wo sollten wir also lieber Schutz und Trost suchen, als bey dir, die du uns nicht nur zur wahren Ruhe des Lebens verholfen, sondern auch die Schrecknisse des Todes benommen hast.

Bey alle dem werden die Verdienste der Philosophie um die menschliche Glückseligkeit so wenig nach Würden erkannt, daß sie sogar von dem grössten Theile ganz verachtet, und von vielen noch verunglimpft wird. Wie? die Mutter des wahren Lebens zu verunglimpfen, und sich durch dieses ei-

nem Muttermorde ähnliche Verbrechen zu schänden, wer könnte das? wer könnte so lieblos und undankbar seyn, sie anzuklagen, die ihm auch dann noch, wenn er sie nicht ganz durchschauen könnte, ehrwürdig seyn sollte? Doch hieran sind, meines Erachtens, Vorurtheile und Unwissenheit Schuld, welche den Menschen die Blicke in die Vorwelt verdunkeln, und sie nicht einsehen lassen, daß alle diejenigen, die die ersten Anstalten zur menschlichen Aufklärung und Belehrung machten, Philosophen gewesen sind.

(3) So alt wir aber auch diese Wirkungen der Philosophie finden, so gestehen wir doch, daß ihr Name neu ist. Was wir Sapientia nennen, ist unstreitig sowohl der Sache als dem Namen nach alt. Denn schon vor Alters drückte dieser schöne Name die Wissenschaft eines mit der Natur und den Ursachen aller Dinge in der Körper- und Geisterwelt bekannten Menschen aus. Jene berühmten Sieben, die bey

den Griechen  $\sigma\sigma\sigma\sigma\sigma$  hiessen, wurden von unsfern Vorfahren Sapientes genannt, und dafür anerkannt; und wir wissen aus der Geschichtte, daß viele Jahrhunderte vorher nicht nur Lycurgus, ein angeblicher Zeitgenosse Homers lange vor der Erbauung unsrer Stadt Rom, sondern auch im Zeitalter der Heroen ein Ulysses und Nestor solche Sapientes gewesen, und dafür gehalten worden sind. Atlas den Himmel auf seinen Schultern tragend, Prometheus am Caucasus angeschmiedet, Cepheus mit Weib \*), Schwiegersohn und Tochter unter den Gestirnen, alle diese Dichtungen würden nicht vorhanden seyn, wenn jene Personen sie nicht selbst durch ihre ausnehmende Kenntniß der Himmelskörper veranlaßt hätten. Und so wurden in der Folge alle diejenigen, die sich mit dem Studium der Natur beschäftigten, Sapientes genannt, und

\*) Cassiopea, Perseus und Andromeda, noch jetzt bekannte Sternbilder. Vergl. de Nat. Deor. 2, 43, 44.

diese Benennung dauerte bis auf den Pythagoras. Von diesem erzählt Heraclides aus Pontus, ein Schüler des Plato, und ein sehr einsichtsvoller Schriftsteller, folgende Anecdote: Pythagoras sey nach Phlius gekommen, und habe in einer Unterredung mit dem dasigen Fürsten Leon viel Einsicht und Beredsamkeit gezeigt. Leon, ganz verwundert über des Mannes Geist und Ausdruck, habe ihn gefragt, zu welcher Wissenschaft er sich vorzüglich bekenne. Zu gar keiner Wissenschaft, habe Pythagoras geantwortet, sondern er sey ein Philosoph. Als dieser ungewöhnliche Name den Leon befremdet, und er gefragt habe, was denn Philosophen für Leute wären, und wodurch sie sich von andern Menschen unterschieden, so habe ihm Pythagoras folgendermassen geantwortet: das menschliche Leben käme ihm vor, wie der Markt, der bey Gelegenheit der prächtigen Olympischen Spiele, unter dem Zusammenflusse von ganz Griechenland

gehalten würde. Da gäbe es Leute, die sich durch ihre körperliche Geschicklichkeit Ruhm und Ehrenkrone zu erwerben suchten: andere kämen dahin, um einzukaufen, oder durch Verkauf zu gewinnen. Es gäbe aber da auch eine andere Art Leute, und das wären die rechtlichsten unter allen, die weder zu glänzen noch zu gewinnen suchten; sondern als Zuschauer hinkämen, und genau beobachteten, was da vorgehe. Gerade so wäre es, sagte er; mit uns Menschen. Wir kämen aus einer andern Welt in die gegenwärtige gleichsam zu Markte. Der eine suche Ehre, der andere Geld zu gewinnen; nur einige Wenige gäbe es, die das alles nicht achteten, und nur die Natur der Dinge zu erforschen strebten: diese nannten sich Liebhaber der Weisheit, oder Philosophen. Und so wie es dort das vernünftigste wäre, den Zuschauer zu machen, ohne etwas gewinnen zu wollen; eben so wäre auch in dem menschlichen Leben die Betrachtung

und Erkenntniß der Natur und ihrer Wirkungen allen andern Beschäftigungen weit vorzuziehen.

(4) Pythagoras war indessen nicht nur der Erfinder des Namens Philosophie, sondern erweiterte auch das Gebiet derselben. Nach jener in Phlius gehaltenen Unterredung wanderte er nach Italien, und machte besonders im sogenannten Groß-Griechenland, für das bürgerliche und häusliche Leben, die vortrefflichsten Einrichtungen, wo von ich vielleicht zu einer andern Zeit reden werde. Von dieser Epoche der alten Philosophie an bis auf Sokrates, der den Archelaus, einen Schüler des Anaxagoras, gehört hätte, beschäftigte man sich mit Zahlen und Bewegung; man suchte den ersten Ursprung der Dinge, und ihre Verwandlungen zu erforschen; man bemühte sich, die Grösse, den Abstand, den Lauf der Gestirne zu bestimmen, und alle überirdischen Erscheinungen zu erklären. Sokrates war nun der erste, der die Phi-

Iosophie aus dem Gebiete des Himmels auf die Erde in die Städte und Wohnungen der Menschen verpflanzte, und das Bedürfniss erregte, über Leben und Sitten, über Tugend und Laster Untersuchungen anzustellen. Die Vielseitigkeit seiner Lehrmethode, die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die er behandelte, und die Größe seines Geistes, den Plato in seinen Schriften für die Nachwelt beurkundet hat, brachten nun mehrere Classen anders denkender Philosophen hervor. Und hieraus habe ich mir denn die meines Wissens auch vom Sokrates selbst benutzte Methode eigen gemacht, daß ich meine eigentliche Meinung verberge, andern ihre Vorurtheile zu übernehmen, und bey jeder Untersuchung nur das Wahrscheinlichste auszumitteln suche. Diese Methode hatte Carneades mit eben so viel Scharfsinn als Beredsamkeit behauptet, und ich bin ihr nicht nur sonst, sondern auch neulich bey unsren Unterredungen auf dem Tusculanum gefolgt.

Den Inhalt der bisherigen viertägigen Untersuchungen haben Sie in vier Büchern schon erhalten. Am fünften Tage kamen wir an demselben Ort \*) wieder zusammen, und es wurde der folgender Satz zum Gegenstande unsers Gesprächs vorgeschlagen:

A. Ich glaube nicht, daß Tugend für sich allein vollkommene Glückseligkeit gewähren kann.

M. Mein Freund Brutus glaubt das aber, und ich ziehe, mit Ihrer Erlaubnis, sein Urtheil dem Ihrigen weit vor.

A. Daran zweifle ich gar nicht. Es ist aber jetzt nicht die Frage, wie Sie den Brutus haben; sondern ob meine Behauptung die richtige ist oder nicht.

M. Sie sagen also, Tugend sey zu einem glückseligen Leben nicht hinlänglich.

A. Davon bin ich fest überzeugt.

\*) Die Academia, wie Cicero Tusc. 2, 3. ihn ausdrücklich nennt.

M. Aber recht und edel und gut zu handeln, kann denn das die Tugend für sich allein bewirken?

A. Das allerdings.

M. Können Sie denn aber sagen, ein Lasterhafter sey nicht unglückselig, oder der Gute und Rechtschaffene lebe nicht glückselig?

A. Warum das nicht? Selbst unter den Martern der Folter lässt sich recht, edel, lobenswürdig, und folglich gut leben, nur müssen Sie wissen was ich gut nenne. Gut nenne ich fest, standhaft, weise, unerschütterlich. Alles das findet man auf der Folter, und doch sehnt sich dahin die Glückseligkeit nicht.

M. Also, die Glückseligkeit bleibt allein ausen vor der Thüre des Kerkers stehen, während dass die Standhaftigkeit, der Edelmuth, die Uner schrockenheit, die Weisheit und die andern Tugenden sich zur Folter schleppen lassen, und sich allen Martern, allen Schmerzen Preis geben?

A. Wenn Sie etwas ausrichten wollen, so müssen Sie neue Gründe beybringen. Jene überzeugen mich keinesweges, nicht nur, weil sie gemein und abgenutzt, sondern auch, weil es Stoische sind, die an Kraftlosigkeit einem mit Wasser vermischten leichten Weine gleichen, und, wenn sie behagen sollen, nicht ganz durchgeschmeckt, sondern nur leicht gekostet seyn wollen. Jene Gesellschaft von Tugenden auf der Folter z. B. macht freylich eine sehr ehrwürdige Gruppe, und man sollte glauben, die Glückseligkeit werde schnell zu ihnen hineilen, und sie nie wieder von sich entlassen wollen. Sieht man aber über dieses Gemälde hinweg auf die Sache selbst, so bleibt nichts als die Frage übrig, ob einer, so lange er gefoltert wird, glückselig seyn könne. Das wollen wir also jetzt untersuchen; und befürchten Sie nicht, dass die Tugenden darüber klagen, von der Glückseligkeit verlassen zu seyn. Denn keine Tugend ist ohne Verstand;

und der begreift, daß nicht alle Guten auch glückselig sind. Er erinnert sich eines M. Attilius, Q. Cäpio, M. Aquillius \*); hält die Glückseligkeit (um mehr das vorige Bild als die Sache selbst zu erwähnen) von der Foltermaschine zurück, und gestattet ihr keine Gemeinschaft mit den Martern und Schmerzen.

M. Ich lasse mir gern gefallen, daß Sie so verfahren; nur ist es unbillig, daß Sie mir vorschreiben, wie ich disputiren soll. Sagen Sie mir doch, ob wohl durch die bisherigen viertägigen Untersuchungen etwas oder nichts ausgemacht worden ist?

A. Ich dächte sehr viel.

M. Nun, wenn das ist, so sind wir auf heute mit unserer Untersuchung schon ganz fertig.

A. Wie so?

\* Edle Römer, die unschuldige Opfer ihrer Tugend und Gewissenhaftigkeit wurden. S. Cic. de Offic. 3, 26. Val. Max. 6, 9. 13. und 9, 13, 1.

M. Weil unordentliche, stürmische und zügellos wüthende Gemüthsbewegungen nichts von Glückseligkeit zulassen. Denn welcher Mensch muß nicht, wenn er sich vor dem Tode, der ihm immer bevorsteht, oder vor Schmerzen fürchtet, die doch oft eintreten, unglücklich seyn? Ist diesem Menschen nun auch noch, wie es gemeiniglich geht, vor Armuth, Beschimpfung, Ehrlosigkeit, vor Gebrechlichkeit, vor Blindheit bange, oder fürchtet er den Verlust seiner Freyheit, ein Schicksal, das nicht nur einzelnen Menschen, sondern auch oft ganzen Nationen widerfahren ist; kann er, wenn er das alles fürchtet, glückselig seyn? Ja, lassen Sie ihn, neben dieser Furcht vor der Zukunft, auch mit der Gegenwart zu kämpfen haben; setzen Sie noch Verbannung, und Trauer über den Verlust von Freunden, Verwandten und Kindern hinzu, muß nicht ein Mensch unter dem quälenden Gefühle solcher Ereignisse höchst elend seyn? Sollten

Sie den erhitzten und zügellosen Wol-  
lüstling, der mit unersättlicher Begierde  
nach allem jagt, und dessen Durst nach  
Wollust nur um desto heißer wird, je  
unmäßiger er darin schwelgt, sollten  
Sie den nicht für den unglückseligsten  
Menschen von der Welt halten? Und  
ist nicht der Leichtsinnige, der sich  
unbedachtsam jedem Ausbrüche der aus-  
gelassensten Freude überlässt, um so  
viel elender, je glücklicher er sich zu  
seyn einbildet? So wie nun diese un-  
glücklich sind, so sind im Gegentheil  
alle diejenigen glücklich, die keine  
Furcht quält, keine Traurigkeit ver-  
zehrt, keine Begierden entflammen,  
keine ausgelassene Freude durch ent-  
nervende Lustgefühle ermattet. Wie  
das Meer nur dann ruhig erscheint,  
wenn es auch nicht von dem kleinsten  
Lüftchen bewegt wird, so findet Ruhe  
und Friede der Seele nur dann Statt,  
wenn kein Affect da ist, der sie be-  
unruhigen könnte. Wer also alle An-  
fechtungen des Schicksals und alles Un-

gemach, was ihm als Menschen widerfahren kann, erträglich findet, so daß ihn weder Furcht noch Traurigkeit anwandelt, sodann nichts heftig begeht, und sich nie unedler Sinnenlust Preis giebt, warum sollte der nicht glückselig seyn? Wirkt aber nun Tugend diese Gemüthsfassung, warum sollte sie nicht durch sich allein Glückseligkeit gewähren können?

A. Was den Satz betrifft, daß ein Mensch, der nichts fürchtet, sich um nichts ängstigt, nichts heftig begeht, und in keiner Lust zügellos ausschweift, glückselig sey, so läfst sich dagegen nichts sagen, und ich gebe ihn also zu. Der zweyte Punkt bedarf gar keines neuen Beweises. Denn es ist schon in unsern neulichen Untersuchungen dargethan worden, daß der Weise keine dergleichen unordentliche Affecten habe.

M. So wäre denn also unsere Untersuchung schon beendigt.

A. Ja, so ziemlich.

M. Das wäre allenfalls mathematische Methode, die philosophische ist es gewiss nicht. Will der Mathematiker etwas demonstriren, und es steht damit ein bereits vorher bewiesener Satz in Verbindung, so ist ihm auch jenes schon so gut als bewiesen; er demonstriert nur solche Sätze, von welchen vorher noch nicht die Rede gewesen war. Der Philosoph hingegen bringt für seinen in Untersuchung genommenen Gegenstand alles bey, was zu seiner Unterstützung dienlich ist, wenn gleich schon anderwärts darüber gesprochen worden war. Wäre das nicht so, warum brauchte der Stoiker über die Frage, ob Tugend allein glücklich machen könne, viel Worte zu verlieren? Er dürfte ja nur sagen, er habe bereits dargethan, dass nur das sittlich Gute, gut sey; daraus folge, dass Glückseligkeit an Tugend genug habe; und eben so folge auch umgekehrt, dass wenn Glückseligkeit an Tugend genug habe, nur das sittlich

Gute, gut sey. Demungeachtet verfahren die Stoiker so nicht. Sie haben eigene Abhandlungen über Sittlichkeit und Tugend, und über das höchste Gut. Ob nun gleich darin schon ausgemacht ist, daß die Tugend hinlängliche Kraft in sich hat, Glückseligkeit zu gewähren, so nehmen sie doch diesen Satz wieder in besondere Untersuchung; und es ist auch zweckmäßig einen jeden Gegenstand durch alle für ihn besonders gehörige und passende Beweise zu erörtern, zumal wenn er so wichtig ist, wie der gegenwärtige. Denn zuverlässig ist in der Philosophie nie ein schönerer Grundsatz zu Tage gefördert, nie ein gehaltvollereres und wichtigeres Versprechen von ihr gethan worden. Und was verspricht sie denn? sie wolle es dahin bringen, daß, wer ihre Vorschriften befolge, immer gegen die Anfälle des Schicksals gewafnet seyn, alle Mittel zur wahren Glückseligkeit in sich selbst haben, und wirklich immer glückselig seyn solle. Doch

ich werde ja sehen, was sie leisten wird. Unterdessen ist mir schon ihr Versprechen viel werth. Xerxes besaß alle Schätze und Güter des Glücks im Ueberfluss; aber weder seine Truppen zu Pferde und zu Fuß, noch seine zahlreiche Flotte, noch sein unermessliches Gold befriedigte ihn, sondern er setzte dem eine Belohnung aus, der ihm eine neue Ergötzlichkeit erfinden würde: doch auch damit würde er nicht zufrieden gewesen seyn; denn die Begierde des Wollüstigen findet keine Grenzen. Ich für meine Person wünschte durch eine Prämie jemanden locken zu können, daß er uns etwas vorbrächte, was uns in der Ueberzeugung von der Wahrheit jenes Satzes noch bestärken könnte.

(8) A. Ich wünschte das wohl auch: indessen habe ich eine Kleinigkeit zu erinnern. Ich bin von der Richtigkeit Ihres doppelten Schlusses überzeugt: „wenn nur Sittlichkeit und Tugend ein wahres Gut ist, so folgt, daß die Tu-

gend unsere Glückseligkeit vollende, und umgekehrt, macht Tugend vollkommen glücklich, so ist nur die Tugend ein wahres Gut.“ Allein Ihr Freund Brutus ist, nach dem System des Aristus und Antiochus \*), derselben Meinung nicht: denn er glaubt, die Tugend mache glücklich, auch wenn auser ihr noch sonst etwas ein wünschenswerthes Gut sey.

M. Nun, glauben Sie etwa, ich werde gegen den Brutus sprechen?

A. Das können Sie halten, wie Sie wollen; denn ich darf Ihnen nichts vorschreiben.

M. Was jeder nach seinem System mit Consequenz behaupten müsse, davon anderwärts. Ich habe mit dem Antiochus oft, und mit dem Aristus nur erst kürzlich, da ich in Athen als Imperator bey ihm einkehrte, denselben Streit gehabt. Denn ich behauptete,

\* ) Zwey Akademiker, Brüder und Zeitgenossen des Brutus. S. Cic. de Fin. 5, 3. Acad. Qu. 1, 3.

niemand könne glücklich seyn, wenn er mit Uebeln zu kämpfen habe: das könne aber auch den Weisen treffen, wenn es Uebel des Körpers oder des Glücks gäbe. Da kamen denn folgende Sätze zur Sprache, die auch Antiochus mehrmals in seinen Schriften erwähnt hat: z. B. die Tugend könne durch sich zwar glücklich, aber nicht im höchsten Grade glücklich machen: ferner, die meisten Dinge erhielten ihre Benennung von der grösstern Summe ihrer Bestandtheile, wenn auch ein Theil daran fehle, wie die Ausdrücke, Kraft, Gesundheit, Reichthum, Ehre, Ruhm, wobey auf die allgemeine Bedeutung, nicht aber auf die ganze Summe ihres Inhalts gesehen würde: und so gelte auch der Ausdruck, Glückseligkeit, in Rücksicht des Mehrern, wenn sie auch in einem oder dem andern Stücke unvollkommen sey.

Diese Sätze jetzt zu untersuchen ist eben nicht nöthig, wiewohl ich sie nicht für ganz consequent halte. Denn

ich sehe nicht ein, was einer der glücklich ist, noch verlangen wollte, um noch glücklicher zu seyn: denn wenn ihm etwas fehlt, so ist er nicht glücklich. Was ferner die Behauptung anlangt, dass jede Sache von der grösstern Summe ihrer Bestandtheile benannt und darnach beurtheilt werde, so gilt das allerdings in manchen Fällen. Da aber jene Philosophen drey Arten von Uebeln annehmen, so setzte man den Fall, ein Mensch werde von zwey Arten. dermassen gequält, dass ihm alle mögliche Unglücksfälle begegneten, und sein Körper von allen möglichen Schmerzen überfallen und zerrüttet würde; sollen wir da sagen, dass einem solchen Menschen etwas weniges an dem glücklichen, geschweige denn an dem glücklichsten Leben abgehe.

(9) Darein konnte sich nun freylich Theophrast nicht finden. Denn da er einmal angenommen hatte, Geiselhiebe, Tortur, Martern, Verwüstung des Vaterlandes, Landesverweisung, Verlust

von Kindern und Verwandten trügen zur Unglückseligkeit viel bey, so getraute er sich auch nicht, eine edle und würdige Sprache zu führen, weil er einen unedlen und unwürdigen Grundsatz begünstigte. Von dem edeln ist also hier die Frage nicht: aber er sprach doch wenigstens consequent. Daher gefällt mirs nicht, wenn man die Folgerungen aus zugegebenen Prämissen verwirft. So wird dieser gebildetste und gelehrteste aller Philosophen nicht eben sehr getadelt, wenn er drey Arten von Gütern annimmt. Aber alle Welt verargt es ihm, dass er in seiner Abhandlung über das glückselige Leben weitläufig untersucht, warum derjenige, der gefoltert und gemartert werde, nicht glücklich seyn könne; wo er auch einmal sagen soll, *die Glückseligkeit werde die Foltermaschine nie besteu- gen.* Das sagt er nun zwar nirgends gerade zu, aber, was er davon sagt, heisst dasselbe. Wenn ich also jemanden zugebe, dass Schmerzen des Kör-

pers, oder Verlust aller Glücksgüter Uebel sind, kann ichs ihm wohl verdenken, wenn er behauptet, nicht jeder Gute sey auch glücklich; da jene Schicksale, die er unter die Uebel zählt, jeden Guten treffen können. Eben so wird Theophrast von allen Philosophen schriftlich und mündlich deswegen getadelt, daß er in seinem *Callisthenes* \*) die Worte mit Beyfall angeführt habe,

*Im Leben herrscht Glück, nicht Weisheit.* Kein Philosoph, sagen sie, habe sich je unmännlicher ausgedrückt. Ganz recht; aber ich glaube auch, kein Philosoph hat sich je consequenter ausgedrückt. Denn wenn es so viele körperliche, und auser dem Körper so viele dem Zufalle und dem Glücke angehörige Güter giebt, folgt hieraus nicht, daß das Glück, als Gebieterin aller äussern und zum Körper gehörigen

\*) Der Titel war *Καλλισθένης ἢ περὶ πενθετοῦ*.  
Der Verfasser betrauerte darin den Tod seines vom Alexander hingerichteten Freundes *Callisthenes*, S. *Cic. Tusc. 3, 10.*

Dinge, mehr Einfluß habe als Verstand und Weisheit?

Oder wollen wir uns lieber den Epikur zum Muster nehmen, der oft die vortrefflichsten Grundsätze im Munde führt, weil es seine geringste Sorge ist, ob er sich damit nicht widersprechen werde. Er empfiehlt z. B. eine schlechte Kost. Das klingt philosophisch genug, wenn es ein Socrates oder ein Antisthenes sagte; nur nicht, wenn es der Mann sagt, der das sinnliche Vergnügen für das höchste Gut erklärt. Er behauptet, niemand könne angenehm leben, wer nicht tugendhaft, weise, und gerecht lebe. Es giebt keinen größern, keinen der Philosophie würdigern Gedanken; wenn nur Epikur dieses tugendhaft, weise und gerecht leben nicht mit dem sinnlichen Vergnügen vereinbaren wollte. Was klingt schöner als der Ausspruch, *den Weisen störe das Schicksal sehr wenig?* Aber sagt das der Philosoph, der den Schmerz für das grösste und alleinige

Uebel hält, und der also, während er dem Glücke am stolzesten Hohn spricht, dem Gefühle heftiger Schmerzen am ganzen Körper unterliegen kann? Metrodorus kleidet denselben Gedanken noch schöner ein: *ich habe mich deiner bemächtiget, Glück, ich habe dich gefangen, ich habe dir alle Zugänge verschlossen, dass du dich mir nicht nähern kannst.* Recht schön, wenn es Aristo von Chius oder Zeno der Stoiker sagte, der nichts als nur das sittlich Schlechte für ein Uebel hielt. Aber du, Metrodor, der du die ganze Summe des Guten in die menschliche Fleischmasse gesetzt und erklärt hast, das höchste Gut bestehe in dem Gefühle körperlichen Wohlseyns, und in der gewissen Hoffnung der Dauer desselben, hast du wohl dem Glücke die Zugänge verschlossen? Wie hättest du das? Denn dein höchstes Gut kann dir augenblicklich geraubt werden.

(10) Unwissende lassen sich indessen davon blenden, und solche Grundsätze

sind Ursache, dass es so viele Epikuräer giebt. Wer aber mit Einsicht den philosophischen Untersucher macht, der muss nicht darauf sehen, was einer sagt, sondern was er seinem System zu Folge sagen müsse. In dem Satze z. B. den wir gegenwärtig zum Grunde gelegt haben, *alle Guten sind auch immer glückselig*, ist klar, was ich **Gute** nenne. Wir nennen Menschen, die mit allen Tugenden begabt sind; bald weise, bald gute und rechtschaffene Menschen; was werden nun *Glückliche* heißen müssen? meines Erachtens diejenigen, die frey von Uebeln, nur im Besitze von Gütern sind. Denn wenn wir einen glücklich nennen, so denken wir uns bey diesem Ausdrucke nichts anders, als den vollkommensten, alles böse und unangenehme ausschliessenden Genuss des Guten. Dazu kann nun die Tugend nimmermehr gelangen, wosfern noch etwas auser ihr ein Gut ist. Denn da kommt das ganze Heer von Uebeln, wenn man das Uebel

nennt, als Armuth, Niedrigkeit, Einsamkeit, Verlust von Freunden und Verwandten, grosse Schmerzen am Körper, Kränklichkeit, Gebrechlichkeit, Blindheit, Zerstörung des Vaterlandes, Exilium, Sclaverey. Alle diese zahlreichen und grossen Uebel, dergleichen auch noch mehrere vorfallen können, können den Weisen treffen. Denn der Zufall führt sie herbey, und ihm ist auch der Weise unterworfen. Sind nun das Uebel, wer kann dafür stehen, dass der Weise immer glücklich seyn werde, da sie ihm sogar alle zusammen zu einer Zeit begegnen können?

Ich kann daher auf keine Weise billigen, dass Freund Brutus, oder unsere gemeinschaftlichen Lehrer \*), oder die Alten, Aristoteles, Speusippus, Xeno-crates, Polemo, so lange sie die oben benannten Dinge unter die Uebel zählen, behaupten, der Weise sey stets glückselig. Gelüstet sie nach diesem schönen und vortrefflichen Ehrentitel,

\*) Aristus und Antiochus. Vergl. Cap. 8.

der selbst eines Pythagoras, Socrates und Plato würdig ist, so mögen sie erst alle die Dinge, deren Glanz sie so ergötzt, Stärke, Gesundheit, Schönheit, Reichthum, Ehre, Macht, verachten, und gegen alle ihnen entgegengesetzten Uebel gleichgültig seyn lernen: dann erst können sie laut rühmen, daß sie weder vor Anfechtungen des Misgeschicks, noch vor den Vorurtheilen der Menge, noch vor dem Schmerz, noch vor der Armuth erschrecken, daß sie vielmehr die Quellen ihres Glücks in sich selbst haben, und daß alle die Dinge, die sie für Güter halten, in ihrer Gewalt stehen. Denn die Sprache eines grossen erhabenen Weisen zu führen, und doch in der Bestimmung des Bösen und des Guten mit dem gemeinen Haufen einerley Meynung zu seyn, das ist auf keine Weise zu billigen.

Diese Gelegenheit zu glänzen reizt auch den Epikur hervorzutreten: auch er behauptet, — Gott sey bey uns! — der Weise sey stets glückselig. Die

Größte dieses Gedankens entzückt ihn: aber er würde so etwas nie sagen, wenn er dabey an sein System dächte. Denn was ist widersprechender, als dass einer, der den Schmerz für das höchste und alleinige Uebel erklärt, zugleich auch annimmt, der Weise werde unter dem Gefühl der heftigsten Schmerzen bekennen, dass ihm recht wohl sey. Philosophen müssen daher nicht nach einzelnen Sätzen, sondern nach dem ganzen Zusammenhange ihres Systems beurtheilt werden.

(11) A. Sie machen mich geneigt, Ihnen beyzupflichten. Sehn Sie sich indessen selbst vor, dass man Ihnen nicht einen ähnlichen Widerspruch Schuld giebt.

M. Wie so?

A. Ich habe vor kurzen Ihr viertes Buch de finibus gelesen. Hier wollen Sie, wie es scheint, gegen den Cato, beweisen, — was ich auch selbst glaube, — dass Zeno und die Peripatetiker sich durch nichts als durch neue

Wörter und Ausdrücke von einander unterscheiden. Ist dieses, und der Grundsatz, dass die Tugend hinlängliche Kraft in sich habe Glückseligkeit zu gewähren, ist dem System des Zeno angemessen, warum sollten die Peripatetiker nicht dasselbe behaupten können? Denn meines Erachtens kommt es hier nicht auf die Worte sondern auf die Sache an.

M. Sie legen mir da freylich meine besiegelte Handschrift vor, und beurkunden daraus, was ich einmal gesagt oder geschrieben habe. So können Sie wohl mit andern verfahren, die ihre Untersuchungen nach bestimmten Gesetzen anstellen. Ich lebe ungebunden. Was sich meinem Geiste durch seine Wahrscheinlichkeit empfiehlt, das sage ich: und ich bin daher allein frey. Indessen, da ich über die Consequenz kurz vorher gesprochen habe, so halte ich es für unnöthig jetzt zu untersuchen, ob es mit dem von Zeno und seinem Schüler Aristo angenommenen

Grundsätze, nur Tugend und Sittlichkeit sey ein Gut, seine Richtigkeit habe. Würden sie aber wohl, im entgegengesetzten Falle, die Tugend für die einzige Quelle der wahren Glückseligkeit erklären? Lassen wir also immer den Brutus seine Meinung, dass der Weise stets glücklich sey. Ob er dabey consequent bleibe, sey seine Sorge. Wenigstens ist der hohe Sinn dieses Grundsatzes seiner Person vollkommen würdig. Wir wollen jedoch dabey bleiben, dass der Weise auch im höchsten Grade glücklich sey.

(12) Zeno der Citier scheint sich zwar, ob er gleich ein Fremdling \*) und ein unbedeutender Wörter - Schmidt ist, in die alte Philosophen - Zunft einverleibt zu haben: allein wir wollen uns zur Empfehlung unseres Hauptsatzes doch lieber auf den Plato berufen,

\*) Advena. Es ist ungewiss, ob damit der Ausländer (Zeno war aus Cypern gebürtig) oder der Fremdling in der ächten Philosophie angedeutet werden soll. Vergl. Cic. de Fin.

bey welchem oft so gesprochen wird, dass damit erklärt wird, die Tugend sey das höchste Gut. So ergeht z. B. im Gorgias die Frage an den Socrates, ob er den Archelaus (des Perdiccas Sohn, der damals für den beglücktesten Sterblichen gehalten wurde) nicht glücklich glaube? — „Das weiß ich nicht,“ antwortete Socrates: denn ich habe nie mit ihm gesprochen. — Kannst du denn das sonst nicht wissen? — Nein! — Also kannst du auch wohl nicht sagen, ob der grosse Persische König glücklich ist? — Wie kann ich das, da ich nicht weiß, wie verständig und wie tugendhaft er ist. — Von diesen Eigenschaften hängt also, deiner Meinung nach, die menschliche Glückseligkeit ab? — Allerdings, der Tugendhafte ist glücklich, der Lasterhafte ist elend. — Ein solcher Elender wäre also Archelaus? — Wenn er ungerecht ist, ja.“ — Scheint hier nicht Socrates die ganze Glückseligkeit in der einzigen Tugend zu setzen? Und wie drückt

sich Plato hierüber in seinem Epitaphium \*) aus? *Wer alle Mittel sich glücklich zu machen in sich selbst hat, und seine günstige oder ungünstige Lage nicht von guten oder bösen Fügungen des unsteten Glücks erwarten darf, der ist der glücklichste. Er ist der Mäßige, der Uner schrockene, der Weise. Sein Glücksstern mag auf- oder untergehen: mögen ihm Kinder gebohren werden oder sterben, er wird jenem alten Spruche folgen:*

*Nie trauert, und nie freut sich  
der zu viel,*

*Der in sich selbst sein Glück zu  
finden weiss.*

Aus dieser heiligen ehrwürdigen Quelle des Plato soll unsere ganze Untersuchung herfliessen.

(13) Und wovon können wir wohl schicklicher ausgehen, als von unsrer aller Mutter Natur, nach deren Absicht jedes ihrer Geschöpfe, nicht nur

\*) Menexenus, oder *ἐπιτάφιος λόγος*. S. Platon. Opp. Bipont. Tom. V. p. 302.

das lebendige Thier, sondern auch jedes durch Stamm und Wurzel in der Erde befestigte Pflanzengewächs in seiner Art vollkommen seyn sollte. Der Baum, der Weinstock, die niedrigere kaum über die Erde sich erhebende Pflanze, die theils immer grün sind, theils im Winter entblättert werden, und an der Frühlingssonne neues Laub treiben; jedes dieser Gewächse hat in sich einen regen Trieb, und verborgenen Saamen, damit es entweder Blumen, oder Körner, oder Früchte hervortreibe, und jedes nach seiner Bestimmung, wofern es nicht gewaltsam gestört wird, vollkommen sey. Noch leichter aber kann die Absicht der Natur an den Thieren, denen sie Leben und Empfindung gegeben hat, wahrgenommen werden. Denn einige derselben hat sie zu schwimmenden Wasserbewohnern bestimmt: andere sollten fliegen, und sich in der Luft bewegen, andere kriechen, andere auf ihren Füßen gehen. Darunter sollten wieder ei-

nige einzeln herumziehen, andere heerdenweise mit einander leben; manche wild, andere zahm, noch andere in der Erde verborgen seyn. Jedes dieser Geschöpfe erfüllt seine Bestimmung, und bleibt, da es nicht in das Wesen eines andern von ihm verschiedenen übergehen kann, der Einrichtung der Natur getreu.

Wie nun jede Thiergattung von der Natur etwas besonderes vor andern bekommen hat, bey welchem es bleibt, und wovon es nie abweicht; so ist dem Menschen etwas weit vortrefflicheres zu Theil geworden: wiewohl das Vortreffliche eigentlich eine Vergleichung voraussetzt, die menschliche Seele aber, da sie vom göttlichen Geiste genommen ist, nur mit der Gottheit selbst, (wenn man das sagen darf) verglichen werden kann. Ist diese Seele ausgebildet, und ihre innere Sehkraft so gestärkt, daß keine Vorurtheile sie blenden können, dann entsteht die vollkommene Geistigkeit, oder vollendete

Vernunft, und das ist nichts anders als die Tugend. Und wenn Glück und Wohlstand da herrscht, wo nichts fehlt, sondern alles in seiner nöthigen Vollkommenheit und im Ueberflusse vorhanden ist, und das nun bey der Tugend ganz vorzüglich Statt findet: so sind alle Tugendhafte glücklich. Darin bin ich mit Brutus, desgleichen mit Aristoteles, Xenocrates, Speusippus, Polemo, einverstanden.

(14) Allein ich sage, der Tugendhafte ist auch *im höchst möglichen Grade* glücklich. Denn was fehlt dem zu seiner Glückseligkeit noch, der von der Dauer seiner Güter überzeugt ist? oder wer das nicht ist, wie kann der glückselig seyn? Aber diese Ueberzeugung muß nothwendig demjenigen fehlen, der dreyerley Arten von Gütern annimmt. Denn wie kann er der Festigkeit seines Körpers, oder der Beständigkeit des Glückes gewiss seyn? Und doch kann ein Mensch nur bey dem Besitze eines unwandelbaren, dau-

erhaften und bleibenden Gutes glückselig seyn. Ist das aber wohl bey jenen der Fall? Auf sie scheint mir die Antwort zu passen, die einmal ein Lakanier einem Kaufmanne gab, der damit prahlte, dass er eine Menge Schiffe nach allen Gegenden der See ausgesandt hätte. *Die Glückseligkeit, sagte jener, die vom Tauwerke abhängt, ist gewiss nicht eben sehr beneidenswürdig.* Ist es wohl zweifelhaft, dass nichts von alle dem, was dem Menschen geraubt werden kann, zur Beförderung eines glückseligen Lebens geeignet sey? Denn nichts von den Dingen, die ein solches Leben ausmachen, darf der Vergänglichkeit, dem Untergange und dem Wechsel unterworfen seyn. Denn, wer immer fürchtet, etwas davon zu verlieren, der kann nicht glücklich seyn. Unser Glückseliger aber soll sicher, unbesiegbar, fest verwahrt und geschützt seyn, soll auch nicht die kleinste Furcht, sondern gar keine haben. Denn so wie man unschädlich

nicht denjenigen nennt, der einen geringen Schaden zufügt, sondern den, der in keinem Stücke schadet, so ist auch furchtlos nicht derjenige zu nennen, der wenig fürchtet, sondern der von aller Furcht frey ist. Denn was ist Unerschrockenheit anders, als die Gemüthsverfassung desjenigen, der theils keine Gefahren, keine Anstrengung, keinen Schmerz scheut, theils von aller Furcht entfernt ist?

Diese Gemüthsverfassung würde nun gewiss nicht Statt finden, wenn nicht alles Gute in der einzigen Tugend enthalten wäre. Wie kann jemand jene so erwünschte und geschätzte Sicherheit (ich nenne jetzt Sicherheit die Freyheit von aller bangen Furcht, die das glückliche Leben ausmacht) besitzen, wenn ihn eine Menge Uebel drücken, oder noch treffen können? Wie kann er erhaben, großherzig und gegen alle menschliche Schicksale gleichgültig seyn, wie es der Weise seyn soll, wenn er

nicht von seiner innern Selbstgenügsamkeit überzeugt ist? Die Lacedämonier gaben dem König Philippus, als er ihnen schriftlich drohete, er werde alle ihre Entwürfe vereiteln, die Frage zurück, *ob er denn auch ihren Entschluss zu sterben hindern werde?* und sollten nicht bey einem Manne, wie wir ihn jetzt im Sinne haben, der gleichen Gesinnungen weit leichter, als bey einer ganzen Nation, zu finden seyn? Gesellt sich zu dieser Uerschrockenheit, wovon wir sprechen, noch die Mäsigkeit, diese Bézähmerin aller unordentlichen Begierden, was kann dem Menschen noch zu seiner Glückseligkeit fehlen, den seine Uerschrockenheit vor Bangigkeit und Furcht sichert, seine Mäsigkeit von der Wollust abzieht, und im Genusse der Freude nie ausschweifen lässt? Dass dieses alles Wirkungen der Tugend sind, würde ich jetzt beweisen, wenn das nicht schon an den vergangenen Tagen geschehen wäre.

(15) Da heftige Gemüthsbewegungen das Leben elend, eine ruhige Seelenstimmung hingegen glücklich machen; da ferner diese heftigen Bewegungen von doppelter Art sind, und theils in einer ängstlichen Verlegenheit und Furcht vor eingebildeten Uebeln, theils in einer ausgelassenen zügellosen Begierde nach dem Genuss eingebildeter Glückseligkeit bestehen, und das alles mit weiser Bedachtsamkeit und Vernunft unvereinbar ist; würden Sie wohl Bedenken tragen, einen Menschen, dessen Gemüth Sie von solchen höchst schädlichen und sich selbst so sehr widersprechenden Bewegungen frey und entbunden fänden, glückselig zu nennen? Nun aber befindet sich der Weise immer in dieser Verfassung, er ist also auch immer glückselig. Ferner, alles Gute ist erfreulich: des erfreulichen kann man sich vor aller Welt rühmen: so etwas kann man sich auch zur Ehre rechnen: kann man dieses, so ist es wohl läblich: alles läbliche ist gewiss

auch sittlich recht und tugendhaft: also ist das Gute, sittlich und tugendhaft. Was aber jene bekannten Philosophen Güter nennen, unterscheiden sie selbst von dem, was sittlich und tugendhaft ist. Also ist nur Tugend und Sittlichkeit ein wahres Gut, und hieraus folgt, dass nur durch Tugend Glückseligkeit besteht. Solche Dinge also, bey deren vollständigstem Besitze ein Mensch doch noch höchst unglücklich seyn kann, sind weder Güter zu nennen, noch dafür zu halten.

Nehmen Sie einen vollkommen gesunden, kraftvollen, schönen und mit den schärfsten und gesundesten Sinnen begabten Menschen an; setzen Sie, dass er auch dabey rasch und schnell in seinen Bewegungen sey: geben Sie ihm Reichthum, Ehrenstellen, hohen Rang, Macht, Ruhm; gesetzt aber dieser Mensch wäre dabey ungerecht, unmäsig, feig, stumpf am Geist, oder ganz geistlos, würden Sie ihn nicht elend nennen? Was sind das also für

Vorzüge und Güter, bey deren Besitze einer noch höchst elend seyn kann? Ich denke, die wahre Glückseligkeit muß aus lauter gleichartigen Theilen bestehen, wie ein Haufen Getraide aus lauter Körnern derselben Gattung. Wenn das ist, so muß sie nur auf solchen Gütern beruhen, die nur der Tugend und Sittlichkeit angehören. Mischen sich darunter andere ungleichartige, so kann die Tugend dabey nicht bestehen; und was ist ohne diese Tugend für eine Glückseligkeit gedenkbar? Denn jedes wahre Gut ist unseres Bestrebens werth: was des Bestrebens werth ist, das ist auch unsers ganzen Beyfalls würdig; und so etwas muß uns angenehm und willkommen seyn: es muß also auch für uns einen grossen Werth haben. Ist dieses, so muß es auch lobenswürdig seyn. Also ist jedes wahre Gut lobenswürdig; und daraus folgt, daß nur die Tugend ein wahres Gut ist.

(16) Bleiben wir nicht bey dieser Vorstellungsart, so werden wir viele Dinge für Güter halten müssen. Den Reichthum zähle ich nicht unter diese Güter, da ihn jeder, auch der unwürdigste, besitzen kann. Denn was ein wahres Gut ist, das kann nicht jeder besitzen. Auch rechne ich hieher nicht den Geschlechtsadel, und das Ansehen beym Volke, das sich nur auf den Beyfall einer Menge Thoren und Niederträchtigen gründet. Allein selbst die unbedeutendsten Dinge müfsten wir dann für Güter halten, z. B. weisse Zähne, schöne Augen, eine angenehme Gesichtsfarbe und was dort die Euryklea, indem sie dem Ulysses die Füſe wusch, so sehr lobt:

*Sanftheit der Sprache, Weichheit*

*des Körpers \*).*

Wollen wir auch das alles Güter nennen, wird sich da noch die ernste und

\* Worte eines tragischen Dichters, vielleicht aus der Niptris des Pacuvius, woraus Cicero so manches den Ulysses betreffende an-

erhabene Denkungsart des Philosophen vom Wahne des gemeinen Pöbels und der Thoren auszeichnen?

Es ist wahr, die Stoiker nennen die Dinge, welche die Peripatetiker gera-dezu unter die Güter rechnen, *vorzüg-liche*, oder *vorzuziehende* Dinge: al-lein sie sagen doch nicht, dass diese Dinge die vollkommene Glückseligkeit des Menschen ausmachten. Jene hin-gegen behaupten, ohne sie sey gar kein glückliches Leben möglich, oder es sey, wenn auch glücklich, doch wenigstens nicht im höchst möglichen Grade glücklich. Ich aber nehme diesen höchsten Grad an, und beweise ihn durch fol-gende Socratische Schlussreihe. 19 *Wie die Seele eines Menschen geartet und gesinnt ist, — so folgert dieser Vater aller Philosophie — so ist der Mensch selbst: wie der Mensch gesinnt ist,*

führt. Vergl. Tusc. 2, 20. Im Homer Odyss.

19, 386. wo Euryklea dem Ulysses die Füsse wäscht, steht von jenem Lobe nichts. Vergl. Offic. 3, 26.

so spricht er: wie die Sprache, so die Handlungen, und wie die Handlungen, so das Leben. Nun sind die Gesinnungen bey einem guten Menschen lobenswürdig: also ist es auch sein Leben, und also ist es auch sittlich gut und tugendhaft, weil es lobenswürdig ist: woraus denn folgt, dass das Leben der Guten und Tugendhaften glücklich ist. — Und, mein Gott! haben wir denn in unsren bisherigen Unterredungen etwa noch nicht hinlänglich bewiesen, oder etwa nur zum Zeitvertreibe abgehandelt, dass der Weise von allen heftigen Gemüthsbewegungen immer frey sey? dass in seiner Seele immer der vollkommenste Friede wohne? Ist aber der Mäsig, der stets Gleichgestimmte, bey dem weder Furcht, noch Angst, noch ausgelassene Freude, noch wollüstige Begierde Statt findet, nicht glückselig? Dies ist nun die beständige Gemüthsverfassung des Weisen: er ist also stets glückselig. Ferner: der sittlich Gute kann bey allem

was er thut und denkt, nichts anders als etwas lobenswürdiges zum Augenmerke haben. Nun ist aber sein Augenmerk ein glückseliges Leben: dieses ist also lobenswürdig: da nun ohne Tugend nichts lobenswürdig ist, so folgt hieraus, dass Glückseligkeit durch Tugend bewerkstelligt wird.

(17) Dies folgert man auch so: weder bey einem elenden Leben, noch bey einem solchen, das nicht elend und auch nicht glücklich ist, findet sich etwas Rühmenswerthes. Gleichwohl giebt es Lagen im menschlichen Leben, deren man sich wirklich rühmen und ohne Scheu freuen kann. So rühmte Epaminondas:

*Durch meine Klugheit ward der  
Ruhm von Sparta vernichtet.*  
und Afrikanus:

*Von Sonnen - Aufgang bis zum  
Mäotischen Siimpfen,  
Ist keiner der an grossen Thaten  
mir gleich kommt.*

Des glückseligen Lebens kann man sich also rühmen und erfreuen. Denn es

ist auserdem nichts, was des Rühmens und der offenen Freude so würdig wäre. Und nun sehen Sie, was hieraus folgt; nämlich, wenn das glückliche Leben nicht einerley mit dem tugendhaften Leben ist, so muß es noch etwas bessers geben, als ein glückseliges Leben: denn der Tugend wird man doch die Eigenschaft des Bessern nicht absprechen. Es gäbe also doch noch etwas Besseres als ein glückseliges Leben. Kann man aber wohl etwas abgeschmackteres sagen? Ferner, wenn man zugeibt, daß das Laster allein fähig sey das Leben elend zu machen, muß man nicht auch zugeben, daß die Tugend eben so fähig sey ein glückseliges Leben zu bewirken? Denn entgegengesetzte Ursachen müssen auch entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen. Hier frage ich, was wohl Critolaus mit seiner Wage sagen wollte, wenn er auf die eine Schale die geistigen Güter, auf die andere aber die körperlichen Vorzüge und Glücksgüter legte; und

nun jene so schwer herabsinken ließ,  
dass sie Erde und Meer niederrückte.

(18) Was hindert also diesen Crito-  
laus, oder auch den Xenocrates, einen der ehrwürdigsten Philosophen, da er die Tugend so hoch erhebt, und alles andere auser ihr so tief herabsetzt, in der Tugend nicht nur das glückliche, sondern auch das glücklichste Leben zu setzen? Thut man das nicht, dann ist es um alle Tugend geschehen. Denn wer ängstlicher Empfindungen fähig ist, der muss auch der Furcht fähig seyn. Denn Furcht ist die bange Erwartung einer zukünftigen schmerzvollen Lage. Wer aber dieser Furcht fähig ist, der ist auch der Zaghastigkeit, des Kleinmuths, der Bestürzung, der Feigheit fähig; der wird sich zuweilen unterdrücken lassen, und sich gewiss nicht entschliessen, den Grundsatz des Atreus auf sich anzuwenden

*Man suche im Leben stets unbesiegbar zu seyn \*).*

Er wird sich, wie gesagt, unterdrücken lassen; und nicht nur das; er wird auch als Sclave dienen. Wir verlangen aber eine immer freye, immer unüberwindliche Tugend. Ohne das ist Tugend ein Unding. — Ferner, wenn Tugend allein uns fähig machen kann, edel und gut zu denken und zu handeln, so kann sie uns auch Glückseligkeit gewähren. Denn sie kann doch gewiß bewirken, daß wir unerschrocken leben, folglich auch daß wir starkes Geistes sind, das heißt, daß wir uns durch nichts jemals aus der Fassung bringen lassen, daß wir immer unüberwindlich sind, daß uns nichts gereuet, nichts fehlt, nichts im Wege ist, daß wir also ruhig, harmlos, nach Wunsch, und folglich glückselig leben. Kann die Tugend aber das, so folgt

\* Ohne Zweifel ein Vers aus dem Atreus, einer Tragödie des Accius, die Gellius Noct. Att. 13, 2. erwähnt.

hieraus, daß sie auch hinlängliche Kraft hat, ein glückseliges Leben zu wirken. Denn wie die Thorheit, wenn ihr auch ihre Wünsche gewährt worden sind, sich dennoch niemals hinlänglich befriedigt fühlt: so ist die Weisheit immer mit dem, was da ist, zufrieden, und mit sich selbst nie unzufrieden.

(19) Was halten Sie von einem Consul, wie C. Lälius, den man \*) nicht einmal dazu wählen wollte (wenn man anders von einem so weisen und edeln Mann wie er war, im Fall er bey der Wahl durchfällt, sagen kann, das Volk habe ihn nicht wählen wollen, und nicht vielmehr sagen muß, er habe von dem schlechten Volke nicht wollen gewählt seyn) kurz, möchten Sie, wenn Sie die Wahl hätten, lieber einmal, ein Consul wie Lälius, seyn, oder 4mal einer wie Cinna? Was Sie mir darauf antworten würden, weiß ich ge-

\*) Nämlich das Jahr vorher. Erst im folgenden Jahre, da er wieder anhielt, wurde er mit Q. Servilius Cäpio, Consul.

wiss, und ich bin daher bey Ihnen sicher. Aber ich möchte das nicht einen jeden fragen. Ein anderer würde mir vielleicht antworten, er ziehe nicht nur 4 Consulate einem einzigen vor, sondern ein einziger Tag aus Cinna's Leben sey ihm lieber, als die ganze Lebenszeit vieler andern, auch grossen Männer. Lälius, hätte er auch nur jemanden mit dem Finger angerührt, wäre bestraft worden. Aber Cinna ließ seinem Collegen, dem Consul Cn. Octavius, ließ dem P. Crassus, dem L. Cäfar, zweyen der angesehensten Staatsbürger, deren Verdienste im Krieg und Frieden allgemein anerkannt waren; ließ dem M. Antonius, einem der beredtesten Redner, die ich gehöret habe; ließ dem C. Cäsar, in meinen Augen einem wahren Muster von Gefälligkeit, Witz, Anmuth und Laune, die Köpfe abschlagen. Ist nun ein Mensch, der solche Menschen morden lässt, glücklich? ich halte ihn nicht nur deswegen für einen Elenden, weil er das alles

gethan, sondern auch weil er sich so betragen hat, dass er so etwas ungestraft thun durfte: wiewohl eigentlich niemand sündigen darf; doch hier fehlt es der Sprache an Bestimmtheit: denn wir brauchen dieses *dürfen* von Handlungen, die einem nicht verwehrt werden. — Zu welcher Zeit war wohl C. Marius glückseliger, da er mit seinem Collegen Catulus, diesem zweyten Lälius — (denn zwischen diesem und jenem finde ich die grösste Aehnlichkeit) den Ruhm des Gimbrischen Sieges theilte, oder da er als Sieger im Bürgerkriege, von Zorn entbrannt, den Verwandten des Catulus, die für sein Leben baten, nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen die Antwort, *er sterbe*, zurückgab? O gewiss weit glückseliger war der Mann, der sich diesem grausamen Machtspruche unterwarf, als der, der ihn so grausam that. Denn Unrecht leiden ist besser als Unrecht thun, und dem Tode so ruhig entgegen gehen, wie Catulus es that, ist ge-

wiß besser, als, wie Marius, mit dem Blute eines so braven Mannes den Glanz von sechs Consulaten zu vernichten, und seine grauen Haare zu beflecken.

(20) Dionysius war von seinem 25 Lebensjahre an, 38 Jahre lang Herrscher von Syrakus. Wie schön, wie reich war die Stadt, die er unter das Joch der Sclaverey beugte! Von ihm erzählen glaubwürdige Schriftsteller, im Essen und Trinken sey er äußerst mässig, in seinen Geschäften thätig und emsig gewesen, habe aber dabey von Natur einen Hang zu Uebelthaten und zur Ungerechtigkeit gehabt. Wegen dieses einzigen Umstandes muß ihn jeder Wahrheitsfreund für einen höchst elenden Menschen halten. Denn er konnte seine Wünsche nicht einmal in der Lage befriedigen, da er allvermögend zu seyn glaubte. Er stammte aus einer braven und ansehnlichen Familie (wiewohl in diesem Punkte die Geschichtschreiber nicht einerley Meinung

sind) er genoss den Umgang vieler Freunde seines Alters und vieler Anverwandten; hatte auch, nach Griechischer Sitte, einige junge Lieblinge. Aber keinem von allen diesen vertraute er sich an, sondern Sclaven, die er sich aus dem Gesinde reicher Leute ausgelesen, und selbst freygelassen hatte, sodann zusammen gelaufenes rohes Gesindel von Ausländern, machten seine Leibwache aus. So hatte er sich aus tyrannischer Herrschbegierde gewiss mäsen selbst zu einem Gefangenen gemacht. Er lehrte sogar, um dem Barbier seine Kehle nicht Preis geben zu dürfen, seine eigene Töchter das Barbieren. Die Prinzessinnen unterzogen sich der niedrigen und Sclavenmäigen Handthierung, und schoren, wie gemeine Barbierstabenmädchen, ihrem Vater den Bart und den Kopf. Aber auch ihnen nahm er, wie sie herangewachsen waren, das Scheermesser, und machte die Einrichtung, dass sie ihm den Bart und die Kopfhaare mit glü-

henden Nusschaalen absängen müssten. Seinen zwey Gemahlinnen, der Aristomache, einer Syrakusanerin, und der Doris, einer Locrenserin, näherte er sich des Nachts nicht eher, als bis er sich erst überall umgesehen, und alle Winkel durchsucht hatte. Um das Bett herum hatte er einen breiten Graben ziehen lassen, worüber eine hölzerne Brücke führte, die er nach verschlossenem Schlafgemache auch noch zurückschlug. Weil er sich nicht auf die gewöhnliche Rednerbühne wagte, hielt er seine Vorträge von einem hohen Gerüste herab. Einmal wollte er den Ball spielen, (was er sehr oft und gern that), legte also sein Unterkleid ab, und gab seinen Degen, wie es heißt, einem seiner Lieblinge in Verwahrung. Einer von seinen Vertrauten sagte im Scherz, er gebe ja dem jungen Menschen sein Leben Preiss, und dieser lachte dazu. Sogleich ließ er beyde umbringen, jenen, weil er dem andern auf die Spur geholfen, und die-

sen, weil er durch sein Lachen den Einfall gebilligt habe. Indessen soll ihn das tiefer, wie irgend etwas in seinem Leben, geschmerzt haben, weil es einer seiner ersten Lieblinge war, den er hatte tödten lassen. So voller Widersprüche sind die Begierden aller derer, die sich nicht in der Gewalt haben. Kaum ist die eine befriedigt, so empört sich eine andere dagegen.

(21) Dieser Tyrann hat sich über seine Glückseligkeit selbst erklärt. Ein gewisser Damocles, einer von seinen Schmeichlern, rühmte einmal in einem Gespräch die Menge seiner Truppen, seine Macht, den Glanz seines Thrones, seinen Reichthum, die Pracht des königlichen Pallastes, und meinte, es habe noch nie einen glücklichern Sterblichen gegeben. Nun Damocles, sagte der König, weil du dieses Leben und dieses Glück so beneidenswürdig findest, hast du Lust, es selbst zu versuchen, und aus eigener Erfahrung kennen zu lernen? Damocles bezeigte Lust

dazu. Der König ließ ihn also auf ein goldenes mit kostbaren reich gestickten Decken belegtes Sofa setzen. Mehrere Tische besetzte er mit künstlich gearbeitetem Gold- und Silbergeschirr. An der Tafel ließ er ihm die schönsten Sclaven zur Seite stehen, die ihn auf den ersten Wink bedienen müssten. Da waren Salben und Kränze; da brannte wohlriechendes Räucherwerk, und die Tische strotzten von den ausgerlesensten Speisen. Damocles fühlte sich ganz glückselig. Mitten in diesem Ueberflusse ließ dann der König von der Decke des Zimmers ein an ein Pferdehaar gebundenes blinkendes Schwert, gerade über den Scheitel des Glückseligen, herabschwelen. Jetzt sahe Damocles weder auf seine schöne Bedienung, noch auf alles das kunstreiche Silbergeschirr, noch rührte er etwas auf der Tafel an; selbst die Blumenkränze fielen ihm vom Kopfe, und er bat endlich den Tyrannen inständig, ihn zu entlassen, weil er nicht länger glückselig seyn

wolle. — Gab Dionysius dadurch nicht hinlänglich zu erkennen, dass kein Mensch, der in immerwährender Angst schwebt, sich glückselig fühlen könne? Es stand nicht einmal mehr in seiner Gewalt, zur Gerechtigkeit zurückzukehren, oder seinen Unterthanen ihre Freyheit und Gerechtsame wieder zu geben. Denn er hatte sich durch jugendlichen Leichtsinn bereits in ein solches Labyrinth von Lastern verwickelt, und sich so sehr vergangen, dass er nun vor der Rache nicht sicher seyn konnte, wenn er auch hätte anfangen wollen vernünftig zu seyn.

(22) Wie sehr sich Dionysius Freunde zu haben wünschte, ohnerachtet er sich stets vor ihrer Untreue fürchtete, hat er an den bekannten zwey Pythagoräern \*) gezeigt. Der eine davon

\*) Ihre Namen, Damon und Phintias, nennt Cicero de Offic. 3, 10. wobey Heusinger mehrere alte Schriftsteller, die ihrer erwähnen, anführt.

hatte sich bey ihm [für des andern Leben verbürgt; und als nun dieser sich zur bestimmten Stunde einstellte, um jenen seiner Bürgschaft zu entlassen, so gestand er den Wunsch; *in dieser Freundschaftsverbindung den dritten Mann abgeben zu können.* Wie traurig war es für ihn, keine Freunde zu haben, mit denen er als Freund umgehen, gemeinschaftlich essen und trinken, und vertraut sprechen konnte; zumal da er von Jugend auf Unterricht in Künsten und Wissenschaften genossen hatte. Er soll sich sehr viel mit Musik beschäftigt haben, auch Dichter im tragischen Fache gewesen seyn, — wie gut oder schlecht, thut hier nichts zur Sache. Denn in der Dichtkunst, und zwar in dieser mehr als in andern Dingen, gefällt jedem seine eigene Arbeit immer am besten. Bis jetzt habe ich noch keinen Dichter gekannt (selbst meinen Freund Aquinus nehme ich nicht aus \*), der sich nicht für den besten ge-

<sup>\*</sup>) Eine sehr feine Manier, anzudeuten, daß

halten hätte. So ist es gewöhnlich: dir gefällt das Deinige, mir das Meine. Kurz, Dionysius, um auf ihn wieder zurück zu kommen, wußte von anständiger und gesitteter Lebensart nichts. Verlaufenes lüderliches Gesindel vom Auslande machte seine Gesellschaft aus. Wer einer edeln Behandlung werth war, oder überhaupt Ansprüche darauf machte, der durfte sein Freund nicht seyn.

(23) Mit diesem höchst traurigen, elenden und verabscheuungswürdigen Leben des Dionysius mag ich jetzt gern nicht das Leben eines Plato oder Archytas, zweyer einsichtsvollen und acht weisen Männer, vergleichen: ich will nur ein ganz unbekanntes Menschenkind aus derselben Stadt, das viele Jahre später daselbst lebte, aus seinem Sande und Instrumenten hervortreten lassen. Es ist der Archimedes. Ich war eben als Quästor in Syrakus, als

dieser Freund Aquinus ein schlechter Dichter war.

ich auf den Einfall gerieth, das Grab dieses Mannes, von dem kein Syrakusaner etwas wissen wollte, und das um und um mit Dornen und Buschwerk eingeschlossen und gleichsam bekleidet war, aufzusuchen. Denn ich konnte mich noch auf einige sechsfüssige Jamben besinnen, die auf seinem Grabsteine stehen sollten, und zugleich aussagten, daß oben an dem Monumente eine Kugel und ein Cylinder angebracht sey \*). Indem ich nun die Grabmähler genau durchsuche, (deren vor dem Achradinischen Thore eine große Menge steht) so sehe ich die Spitze einer Säule aus dem Gebüsch hervorragen, woran wirklich die Figuren der Kugel und des Cylinders befindlich waren. Ich kündige sogleich den vornehmen Syrakusanern, die bey mir waren, an, das müsse meinem Vermuthen nach das Grab seyn, das ich suche. Es wurden also eine Menge Leute mit Sicheln an-

\*) Als Denkmal seines Theorems über die Verhältnisse dieser beyden Körper zn einander.

gestellt, die die Stelle reinigen, und Bahn machen mußten. Jetzt, da wir offenen Weg hatten, wendeten wir uns auf die andere Seite des Fußgestelles: und hier war die Inschrift, etwa noch zur Hälfte lesbar, denn die andere Hälfte der Verse war verwittert. In einer der berühmtesten Städte Griechenlandes, wo weiland auch Kunst und Gelehrsamkeit blühte, würde kein Mensch etwas von dem Grabe eines seiner einsichtsvolleren Mitbürger erfahren haben, wenn nicht ein Arpinat das Geheimniß entdeckt hätte. — Doch wir kehren wieder dahin zurück, wo wir abgeschweift waren. Welcher Mensch, der nur einigermaßen mit den Musen in Verbindung steht, das heißt, wissenschaftlich gebildet ist, würde sich nicht lieber so ein Mathematiker, als so ein Tyrann zu seyn wünschen? Wie verschieden war beyder ihr Geschmack und ganze Lebensart! Der eine nährte seinen Geist durch Nachdenken über Verhältnisse und Größen, und freute

sich der Wirkungen seines Genies: gewiß die süßeste Nahrung des menschlichen Geistes; der andere dachte nur auf Mord und Ungerechtigkeit, während ihn die Furcht weder Tag noch Nacht ruhen ließ. Nun denke man sich dagegen einen Democrit, einen Pythagoras, einen Anaxagoras: welche Königreiche, welche Reichthümer würde man wohl den Geistesunterhaltungen und Freuden dieser Philosophen vorziehen wollen? Denn das höchste und schönste, wornach der Mensch strebet, muß in dem edelsten Theile seines Wesens befindlich seyn. Was ist aber in den Menschen edleres, als eine weise und gute Seele? Von ihrem höchsten Vorzuge müssen wir also Gebrauch machen, wenn wir glückselig seyn wollen. Nun ist aber der höchste Vorzug der Seele die Tugend: auf dieser muß also das glückselige Leben beruhen. Daher auch alles edle, tugendhafte und grosse, lauter Freude gewähret. Da nun das glückselige Leben in

dem Genusse dauerhafter und vollkommener Freuden besteht, so folgt hieraus, daß es sich nur auf Tugend gründet.

(24) Doch damit wir es nicht blos bey dieser kurzen Andeutung unserer Meinung bewenden lassen, wollen wir eine gleichsam sinnlichere Darstellung davon versuchen, die uns die Einsicht und Ueberzeugung noch mehr erleichtern möge. Entwerfen wir uns nämlich im Geiste das Bild eines Mannes, der sich durch alle Arten wissenschaftlicher Bildung vorzüglich auszeichnet. Er müsse erstlich ausnehmende Geistesfähigkeiten besitzen: denn zu langsamem und unfähigen Köpfen gesellt sich die Tugend nicht gern: zweytens müsse ihn ein lebhafter Trieb nach Erforschung der Wahrheit beseelen. Hieraus erwächst eine dreyfache \*) Geistesfrucht: 1) Einsicht in die Ursachen der Dinge, und Naturwissenschaft: 2) Be-

\*) Nach der alten Eintheilung der Philosophie in Physik, Ethik und Logik oder Dialektik.

stimmung dessen, was der Mensch thun oder meiden soll: 3) die Fähigkeit zu urtheilen, was aus jedem Dinge folgt, oder mit ihm im Widerspruche steht; von welcher Fähigkeit sowohl die Geschicklichkeit im philosophischen Disputiren, als auch die Wahrheit alles Urtheilens abhängt.

Welches Vergnügen muss nicht die Seele des Weisen empfinden, die sich Tag und Nacht mit Betrachtung solcher Gegenstände beschäftigt; wie wenn sie z. B. die Bewegungen und Umwälzungen des ganzen Weltsystems bemerkte, wenn sie wahrnimmt, wie so unzählige Gestirne mit der Bewegung des Himmels, an welchem sie schweben, genau harmoniren, ohne von ihrem bestimmten Standpuncte abzuweichen; wie dagegen von sieben andern in weiten Abständen unter einander entfernten Gestirnen, jedes seine eigene Bahn hält, und wie sie bey aller Verschiedenheit ihrer Bewegungen dennoch in bestimmten Zeiträumen bestimmte Wege voll-

enden. Diese Erscheinungen veranlaßten jene Alten, in ihren Forschungen weiter zu gehen. Man fieng nun an die Grundstoffe, und gleichsam Keime aufzusuchen, woraus alles entstanden, erzeugt und gebildet sey: ferner, jeder lebendigen, oder leblosen, stummen oder Laute von sich gebenden Geschöpfgattung ihren Ursprung, Leben, Tod und wechselweise Uebergänge in einander oder Verwandlungen, desgleichen die Entstehung der Erde, die Ursachen ihres Gleichgewichtes, die Tiefen der Meeresbehälter, und die Beschaffenheit der Schwere zu untersuchen, vermöge welcher sich alle Körper immer nach dem Mittelpunkte \*) des Weltalles, der zugleich der tiefste Punkt der Kugel ist, hinneigen,

(25) Durch diese Tag und Nacht fortgesetzte Betrachtungen bildet sich denn in der Seele die von dem Gott zu Delphi empfohlne Einsicht; sie lernt

\*) Dafür wurde damals die Erde gehalten. S. Cic. de Nat. D. 2, 36. und Tusc. 1, 17.

sich selbst kennen; sie fühlt sich mit dem göttlichen Geiste verwandt, und wird dadurch mit unerschöpflicher Freude erfüllt. Denn das Nachdenken über das Wesen der Gottheit entflammt in ihr die Begierde nach einer ähnlichen Unsterblichkeit, und sie kann nicht glauben, für dieses kurze Leben bestimmt zu seyn, wenn sie die unabsehbliche Kette von Ursachen und Wirkungen gewahr wird, die sich von Ewigkeit her bis in alle Ewigkeit hinein erstreckt, und doch mit Verstand und Weisheit geleitet wird. Indem sie nun das alles bewundernd anschauet, oder vielmehr auf allen Seiten und in allen Theilen überschauet, mit welcher innerer Ruhe betrachtet sie nicht das Menschliche und Irdische! Hieraus bildet sich die Idee der Tugend; hieraus wachsen die Stämme und Zweige der Tugenden hervor; und nun findet sich, was die Natur für das höchste Gut, und was für das höchste Uebel halte; was als Pflicht anzuerkennen, welche Le-

bensmethode zu erwählen sey. Aus diesen und ähnlichen Untersuchungen entwickelt sich unfehlbar der Grundsatz, der uns jetzt beschäftigt, daß nämlich die Tugend zu einem glückseligen Leben allein zulänglich sey.

Nun folgt die dritte Fähigkeit, nämlich die dialektische Kunst und Wissenschaft, die sich über alle Theile der Weisheit verbreitet, die von jedem Dinge Erklärungen giebt, die Gattungen in ihre Arten zertheilt, Folgen anknüpft, Schlüsse bildet, das Wahre und das Irrige unterscheidet. Diese Wissenschaft hat nicht allein für die Untersuchung der Wahrheit einen sehr großen Nutzen, sondern gewährt auch ein sehr edles, und eines Philosophen vollkommen würdiges Vergnügen. Doch dies sind alles Beschäftigungen der häuslichen Musse, Nun gehe derselbe mit jenen Kenntnissen ausgestattete Weise zum Ruder des Staats über. Was kann achtungswürdiger seyn, als ein Mann, der durch seine Einsichten die

Vortheile seiner Mitbürger befördert, dessen Gerechtigkeitsliebe ihm nicht gestattet, eigennützig zu handeln, und der alle andere Tugenden in ihrem ganzen Umfange ausübt? Hierzu setze man den wohlthätigen Genuss freundschaftlicher Verbindungen, welche Liebhabern der Wissenschaften nicht nur durch ihr ganzes Leben die vollkommenste Eintracht und Harmonie, sondern auch durch täglichen Umgang mit ihres Gleichen die angenehmste Unterhaltung gewähren. Was kann wohl einem solchen Leben zur höchsten Glückseligkeit noch fehlen? einem Leben, das so vieler und grosser Freuden voll ist, daß ihm das Glück selbst weichen muß. Ist es nun Glückseligkeit, sich solcher Vorzüge des Geistes, das ist, solcher Tugenden freuen zu können, und genießt jeder Weise diese Freuden, so muß man eingestehen, daß alle Weisen glückselig sind.

A. Auch unter den Martern des Kreuzes und der Folter?

M. Glaubten Sie denn, ich denke mir sie blos auf Veilchen oder Rosen glückselig? Oder soll Epikur, der nur die Maske eines Philosophen vorgenommen, und sich selbst mit diesem Titel beehrt hat, sagen können (was er wirklich und mit meiner ganzen Zufriedenheit sagt) der Weise könne zu jeder Zeit, auch wenn er gebrannt, gefoltert, geschnitten werde, ausrufen: *wie wenig achte ich das alles!* er, der auser dem Schmerze kein Uebel, und auser dem sinnlichen Vergnügen keine Glückseligkeit kennt, der unserer Begriffe von Tugend und Laster spottet, unsere Behauptungen für sinnlose Worte hält, und uns nichts als das Gefühl des Glatten oder des Rauen übrig läfst; dieser Philosoph, dessen Grundsätze so wenig verschieden von Grundsätzen sind, wie sie auch die Thiere des Feldes haben würden, soll sein System so ganz vergessen, und die Launen des Glücks verachten dürfen, da er doch sein höchstes Gut und Uebel vom Glücke ab-

hängig seyn läfst? er soll sich unter Schmerzen und Martern der Folter glücklich preisen dürfen, da er behauptet, der Schmerz sey nicht nur das höchste, sondern auch das einzige Uebel? Er hat nicht einmal die bekannten Mittel gegen den Schmerz in Bereitschaft, als Stärke des Geistes, Scheu vor Schande und Laster, Uebung in Ertragung des Schmerzes und Angewöhnung dazu, Grundsätze der Standhaftigkeit, männliche Abhärtung; sondern er findet seine Beruhigung, wie er sagt, einzig und allein in der Erinnerung an vorher genossenes Vergnügen; gerade als wenn sich einer beym Gefühle einer unerträglichen Hitze erinnern wollte, dass er sich einmal auf meinem Arpinischen Landgute im kalten Flusse gebadet habe. Denn ich begreife nicht, wie vormals genossene angenehme Empfindungen einen gegenwärtigen Schmerz lindern können. Da nun der Satz, dass der Weise stets glückselig sey, von einem Philosophen

behauptet wird, der so etwas, wenn er consequent seyn wollte, gar nicht behaupten dürfte: was sollen diejenigen thun, die nur die Tugend für einen würdigen Gegenstand unseres Bestrebens und für ein wahres Gut halten?

Wenn ich wenigstens rathen soll, so mögen doch auch die Peripatetiker und die alten Akademiker einmal zu stocken aufhören, und sich das Herz nehmen offen und laut zu erklären, daß die Glückseligkeit sich vor dem glühenden Stiere des Phalaris nicht scheuen werde. 27) Man lasse doch die dreyfache Eintheilung der Güter gelten (auf die Stoischen Schlingen, wovon ich häufiger, als ich sonst zu thun pflege, Gebrauch gemacht habe, wollen wir uns nicht weiter einlassen). Man lasse, sage ich, diese Eintheilung immer gelten, wenn nur die körperlichen und äussern Vorzüge auf die Seite geworfen, und höchstens deswegen Güter genannt werden, weil sie doch nicht ganz zu verachten sind; hingegen die

andern göttlichen Vorzüge des Geistes allgemein anerkannt, und als die höchsten verehrt werden. Wer diese besitzt, warum sollte ich den nur glückselig, und nicht auch im höchst möglichen Grade glückselig nennen dürfen?

Aber — vor dem Schmerze wird der Weise zurückschaudern; freylich der ist unserm gegenwärtigen Grundsätze am meisten im Wege. Denn gegen unsren und der Unsriegen Tod, gegen die bange Unzufriedenheit, und die übrigen Gemüthsbewegungen, haben uns hoffentlich die vorhergehenden Be- trachtungen hinlänglich gewafnet, und vorbereitet. Aber an dem Schmerze scheint die Tugend den heftigsten Feind zu haben; der verfolgt mit brennenden Fackeln, der drohet den Muth, die Stärke des Geistes, die Geduld zu schwächen; diesem wird also die Tugend unterliegen: diesem wird die Glückseligkeit des standhaften Weisen weichen. — Wie entehrend! Gute Göt- ter! — Der junge Spartaner lässt sich

bis aufs Blut peitschen, ohne mir einen Laut von sich zu geben. Ganze Scharen Lacedämonischer Jünglinge habe ich mit unglaublicher Hitze einander schlagen, treten, kratzen, und sogar beißen gesehen; und jeder hätte sich lieber tödten lassen, ehe er sich überwunden gegeben hätte. In welchem Auslande herrscht wohl grösere Rohheit und Verwilderung als in Indien? und doch gehen hier die sogenannten Weisen ganz nackend einher, ohne den Schnee des Caucäus; und die heftigste Winterkälte lässt zu finden: und kommen sie an das Feuer, so brennen sie sich daran, ohne einen Laut von sich zu geben. Die Indischen Weiber getrathen, wenn ihnen der Mann gestorben ist, in Streit mit einander, welche von ihnen der Verstorbene am meisten geliebt habe; denn mehrere pflegen da nur einen Mann zu haben. Die Siegerin in diësem Streite lässt sich dann frohlockend, und unter Begleitung ihrer Verwandten, mit dem Leichname

ihres Mannes auf den Scheiterhaufen legen: die Ueberwundenen gehen traurig davon. — Nie würde bloße Landes- sitte die Natur überwältigen: denn diese ist stets unüberwindlich. Aber Ver- zärtelung, Weichlichkeit, Müssiggang, Unthätigkeit haben sich unserer See- len bemächtigt: durch Vorurtheile und böse Gewohnheiten haben wir sie ge- schwächt und verweichlicht. Wem ist der sittliche Zustand der Egyptier unbekannt? Mit den thörichsten Vorur- theilen behaftet würden sie sich eher allen möglichen Martern unterwerfen, als einen Ibis, eine Schlange, eine Katze, einen Hund oder Crocodil ver- letzen, und hätten sie das etwa unver- sehens gethan, so würden sie sich kei- ner Strafe entziehen. Das sind Men- schen. Und was thun unvernünftige Thiere? Stehen sie nicht auf den be- schwerlichsten Reisen über Berge und durch Wälder, Frost und Hunger aus? Streiten sie nicht für ihre Jungen mit einer Hitze, die sie gegen Wunden,

und gegen die Anfälle und Schläge ihres Verfolger gleichgültig macht? Und was ertragen und leiden nicht oft Eitle, Ruhmslichtige, Verliebte, um ihre Absichten auf eine Ehrenstelle, ihre Ruhmbegierde, ihre Leidenschaft zu befriedigen? Im menschlichen Leben giebt es solcher Beispiele die Menge! (28) Doch dies sey genug. Hierdurch wird kehren auf den vorigen Weg zurück. Willig, willig, ich wiederhol es, wird sich die Glückseligkeit auf die Folter begeben. Von der Gerechtigkeit, der Mäsigkeit, und besonders von der Unerschrockenheit, der Seelengrösse, und Geduld begleitet, wird sie, bey dem Anblicke des Peinigers, nicht zurücktreten: sie wird, während die sämtlichen Tugenden ohne Zittern den Mätern entgegen gehen, nicht aushalb der Thüre zum Kerker an der Schwelle zurückbleiben. Denn wie hässlich würde sie sich, so allein gelassen, so abgeschieden von Mere schönsten Begleitung, ausnehmen! Doch diese Tren-

nung ist gar nicht möglich. Denn die Tugenden können so wenig ohne Glückseligkeit, als diese ohne die Tugenden bestehen. Sie werden daher nie gestatten, dass sie sich zurückziehe; sie werden sie zu allen möglichen Schmerzen und Martern mit sich fortziehen. Denn es ist dem Weisen eigenthümlich, nichts, was ihn einmal gereuen könnte, nichts gezwungen zu thun; sondern immer grofs, selbstständig, edel und tugendhaft zu handeln; nichts von der Zukunft mit Gewissheit zu erwarten: sich von keinem Vorfalle so aus der Fassung bringen zu lassen, als ob er ihm unerwartet und neu vorgekommen wäre: in allem Herr über sich zu seyn; nur seinen eigenen Grundsätzen zu folgen. Eine glückseligere Verfassung aber, als diese ist, kann ich mir nicht denken. — Die Stoiker sind mit ihrer Folgerung leicht fertig. Ihrer Meinung nach besteht das höchste Gut darin, dass der Mensch mit der Natur übereinstimmt, und ihren Forderungen

gemäß lebt. Da nun dies nicht nur des Weisen Pflicht ist, sondern auch in seiner Gewalt steht, so folgt nothwendig, daß die Glückseligkeit eben sowie das höchste Gut in des Weisen Gewalt stehe, und daß also das Leben des Weisen stets glückselig sey.

Das ist es, was sich, meines Erachtens, über die Glückseligkeit mit der meisten Würde, und, wofern Sie nicht etwas noch besseres vorbringen können, auch mit dem größten Grade von Wahrheit, sagen läßt.

A. Etwas besseres kann ich nicht vorbringen. Aber ich hätte eine große Bitte an Sie. Ich weiß, daß Sie sich an kein bestimmtes System binden, sondern überall her alles aufnehmen, was sich Ihnen durch die größte Wahrscheinlichkeit empfiehlt. Nun gaben Sie kurz vorher \*) den Peripatetikern und der alten Academie den Rath, sich das Herz zu nehmen und frey heraus zu sagen, daß der Weise immer

\*) Cap. 26. am Ende.

im höchsten Grade glückselig sey. Ich wünschte also von Ihnen, wenn es ohne Ihre Beschwerde geschehen kann, zu vernehmen, in wie ferne das jene Philosophen mit Consequenz behaupten können. Sie haben ja so manches gegen jenen Grundsatz eingewandt, und in Stoischer Methode gefolgert.

M. Wohl! lassen Sie uns jetzt von der Freyheit Gebrauch machen, die uns allein in der Philosophie verstattet ist, daß wir bey unsren Untersuchungen nichts entscheiden, sondern unsren Gegenstand von allen Seiten darstellen, damit er von andern frey, aus sich selbst, und ohne partheyische Rücksicht beurtheilt werden könne. Und da Ihnen daran gelegen zu seyn scheint, daß die Zulänglichkeit der Tugend zur Glückseligkeit, trotz allen verschiedenen Meinungen der Philosophen über das höchste Gut, wahr und erwiesen seyn möge, so wollen wir uns jetzt darüber erklären; was auch schon Carneades gethan hat, nur daß

er seine Untersuchung gegen die Stoiker richtete, die er immer leidenschaftlich zu widerlegen suchte, und gegen deren System sein Kopf immer in Feuer und Flammen stand. Wir wollen ganz friedlich verfahren. Denn wenn die Stoiker das höchste Gut richtig bestimmt haben, so ist die Sache ausgemacht: so folgt nothwendig, daß der Weise stets glücklich ist. Wir wollen aber jetzt die Meinungen aller übrigen Philosophen abhören: vielleicht wäre es möglich, jenen vortrefflichen, die höchste menschliche Glückseligkeit betreffenden Grundsatz, mit allen noch so verschiedenen philosophischen Systemen in Uebereinstimmung zu bringen.

(30) Ueber das höchste Gut sind, meines Wissens, folgende Meinungen noch jetzt angenommen; erstlich vier einfache: *Nur Tugend ist höchstes Gut*, von den Stoikern: *nur sinnliches Vergnügen ist höchstes Gut*, von Epikur: *Schmerzlosigkeit ist höchstes*

Gut, von Hieronymus: die Vorzüge unserer Natur entweder alle oder doch die wichtigsten davon geniesen, ist höchstes Gut, vom Carneades gegen die Stoiker. Das sind die einfachen Meinungen. Die folgenden sind zusammengesetzte. Es giebt dreyerley Gattungen von Gütern. Den obersten Rang behaupten die Güter des Geistes, den zweyten, die körperlichen, den dritten, die Glücksgüter: so sagen die Peripatetiker, und nicht viel anders die alten Akademiker. Dinomachus und Callipho verbanden sinnliches Vergnügen und Tugend; Diödorus der Peripatetiker, Tugend und Schmerzlosigkeit. Dies sind die noch bestehenden und geltenden Meinungen: denn die des Aristo, des Pyrrho, des Herillus und einiger anderer sind bereits vergessen.

Wir wollen nun sehen, was diese Partheyen leisten können. Die Stoiker übergehen wir, da ich ihre Meinung schon hinlänglich vertheidigt zu haben glaube. Mit dem System der Peripate-

fiker hat es auch keine Schwierigkeit: den einzigen Theophrast, und einige seiner Schüler ausgenommen, die sich vor dem Schmerz etwas zu kindisch fürchten. Die Uebrigen alle können, — was sie auch wirklich thun, — die Würde und Vortrefflichkeit der Tugend so hoch als möglich ansetzen. Und haben sie nur einmal diese, mit der ihnen eigenthümlichen Beredsamkeit, bis an den Himmel erhoben, dann ist es leicht, alles andere auser ihr nach Verhältniss zu verkleinern und zu verachten. Denn wer einmal behauptet, Verdienste müßten selbst mit der schmerhaftesten Aufopferung errungen werden, der darf auch nicht läugnen, daß alle diejenigen, die sie erworben haben, glückselig sind. Denn wenn sie gleich mit einigen Uebeln zu kämpfen haben, so ist doch die Benennung *glückselig*, von einem ungleich grössern Umfange. Eben so wie man ein Gewerbe, oder eine Feldwirthschaft nicht blos dann ergiebig und einträglich nennt, wenn

bey jenem niemals einiger Verlust, und bey dieser nie Miswachs oder Wetter-schaden vorfällt, sondern auch schon alsdann, wenn bey beyden der Vor-theil das Uebergewicht hat: so besteht die Glückseligkeit nicht gerade in dem vollkommensten Ueberfluss an allem möglichen Guten, sondern sie kann auch dann schon Statt finden, wenn das Gute in reicherm Maase als das Böse vorhanden ist. Nach diesem Sy-steme wird also die Glückseligkeit mit der Tugend auch dem Martertode ent-gegen gehen; sie wird mit ihr, auf An-rathen des Aristoteles, Xenocrates, Speusippus, Polemo, in den glühenden Stier hinabsteigen, und sich weder durch Drohungen noch durch schmei-chelhafte Vorspiegelungen von ihr trennen lassen. — Das wird auch die Mei-nung des Callipho und Diodorus seyn, deren einer wie der andere die Tugend so sehr begünstigt, daß er alles, wo-bey sie nicht ist, der Zurücksetzung und Verachtung werth hält. Die an-

dern scheinen sich etwas mehr im Gedränge zu befinden, schlüpfen aber doch durch; dahin gehört Epikur, Hieronymus und alle, die den verlassenen Carneades in Schutz nehmen. Denn sie alle halten die Seele für fähig, die Güter zu beurtheilen, und alle wollen sie unterrichten, wie sie jedes eingebildete Gut oder Uebel verachten könne. Was Ihnen Epikurische Maxime zu seyn scheint, damit werden es gerade auch Hieronymus und Carneades und gewiss alle die andern halten. Denn wer von ihnen ist nicht gegen Tod und Schmerz hinlänglich bewaffnet?

Ich will unmasgeblich den Anfang von meinem sogenannten Weichgeschaffenen, oder Lustfreunde \*) machen. Glauben Sie wohl, dass der sich vor dem Tode oder dem Schmerze fürchtet? er, der seinen Todestag einen glücklichen Tag nennt, der seine heftigsten Schmerzen durch das Andenken

\*) Epikur.

an seine Erfindungen dämpft, und sich keinesweges so dabey benimmt, daß man es für unbedachtsames Geschwätz halten müßte. Denn was den Tod anlangt, so behauptet er, mit dem Leben des Geschöpfs höre auch alle sinnliche Empfindung auf; was aber nicht empfunden werden könne, das sey für uns so gut als gar nicht vorhanden. Auch über den Schmerz hat er seine bestimmten Grundsätze. Bey der Hef- tigkeit desselben tröstet er sich mit sei- ner Kürze, und bey der Langwierigkeit mit seiner Gelindigkeit. Was haben wohl jene grosssprechenden Philosophen gegen diese zwey Punkte, die den Menschen die meiste Unruhe machen, besseres zu geben, als Epikur? Und ist nicht Epikur mit den übrigen Philoso- phen auch gegen alles andere, was man für Uebel hält, hinlänglich gefaßt? Wer fürchtet sich nicht vor der Armuth? aber das thut kein Philosoph.

(32) Mit wie wenigen ist namentlich Epikur zufrieden! Kein Mensch hat

mehr von schlechter Kost gesprochen, wie er. Denn da er von allen den Dingen, die, weil sie Geld erfordern, auch die Begierde nach Geld erregen, von Liebschaften, von Bewerbungen um Ehrenstellen, von täglichen Gasterreyen, weit entfernt ist, warum sollte er sehr nach Gelde verlangen, oder vielmehr, warum sollte er nur daran denken? Konnte der Scythe Anacharsis das Geld verachten, warum werden es unsere philosophischen Zunftgenossen nicht auch können? Man trägt sich noch mit folgendem Briefe von ihm an den Hanno: *Meine Kleidung ist ein Scythischer Mantel: meine Schuhe, die harte Haut an den Fusssohlen; mein Bett, die Erde; meine Zukost ist der Hunger; Milch, Käse, Fleisch meine Nahrung. Du wirst mich daher, wenn du kommen willst, sehr ruhig treffen. Mit den Kostbarkeiten aber, die dir so viel werth sind, mache entweder deinen Unterthanen, oder den un-*

sterblichen Göttern ein Geschenk.  
Alle Philosophen von allen Secten könnten, wenn nicht manche von der Natur verwahrloset gewesen wären, dieselbe Denkungsart gehabt haben.

*Wie viel kann ich entbehren!* rief Sokrates einmal aus, als bey einem öffentlichen Aufzuge grosse Lasten Goldes und Silbers daher getragen wurden. Als Abgesandte vom Alexander dem Xenocrates funfzig Talente überbrachten, was für die damaligen Zeiten, zumal in Athen, eine sehr ansehnliche Summe war, so nahm er die Gesandten mit sich zur Mahlzeit in die Academie, und bewirthete sie so, dass sie satt werden konnten, aber ohne den mindesten Aufwand von Kostbarkeiten. Den Tag darauf erkundigten sich die Gesandten bey ihm, an wen sie das Geld auszahlen sollten. *Wie?* versetzte Xenocrates, *habe ich aus der gestrigen Mahlzeit nicht gemerkt, dass ich kein Geld nöthig habe?* Indessen da er sie darüber misvergnügt fand,

nahm er 30 Mineen davon an, um doch nicht das Ansehen zu haben, als ob er die Freygebigkeit des Königs verachte. Noch etwas freyer betrug sich Diogenes der Cyniker gegen den Alexander, der ihn fragte, ob er ihm mit etwas dienen könne; *vor der Hand*, antwortete Diogenes, *mit ein wenig Sonnenschein*, weil ihm Alexander in die Sonne getreten war. Derselbe Diogenes pflegte oft davon zu sprechen, wie viel glücklicher und reicher er sey, als der Persische König, weil er nichts brauche, jener aber nie genug haben werde: Er verlange alle die Herrlichkeiten nicht, in welchen sich der König nie ersättigen könne; aber seine Glückseligkeit könne dieser auf keine Weise erlangen.

(33) Sie wissen ohne Zweifel, wie Epikur die Begierden eingetheilt hat: vielleicht nicht allzu logisch, aber doch brauchbar. Die Begierden, sagt er, sind theils natürliche und nothwendige; theils natürliche und nicht nothwendige.

ge: theils sind sie keins von beyden. Die Natürlichen können am allerleichtesten befriedigt werden, denn die Schätze der Natur stehen überall zum Gebrauch offen. Die zweyte Classe von Begierden ist eben so leicht zu befriedigen, als zu entbehren. Die dritte Gattung will er gänzlich ausgerottet wissen, weil sie ganz zwecklos und unnütz̄ und nicht nur nicht nothwendig, sondern auch nicht einmal in natürlichen Bedürfnissen gegründet wären. Hier machen die Epikuräer viel Worte, um diese Sinnlichkeiten in einzelnen Fällen herabzusetzen, die sie im Ganzen genommen nicht verachten, ob sie gleich eben keine Gelegenheiten zu ihrer Befriedigung suchen. Denn auch die grobe thierische Wollust, von der sie gewöhnlich viel sprechen, ist ihrer Meinung nach leicht zu befriedigen, allgemein und indifferent. Verlange die Natur ihre Befriedigung, so sey dabey, sagen sie, nicht nach Geschlecht, oder Stand, oder Rang, sondern nach Schön-

heit, Alter und Gestalt zu fragen: auch sey es gar nicht schwer sich ihrer zu enthalten, wenn es entweder Gesundheit, oder Pflicht, oder der gute Name erfordere: überhaupt sey diese Gattung von Wollust nicht zu verachten, wenn sie nicht gerade zu schädlich werde; nützlich sey sie aber nie. Die ganze Theorie des Epikur vom sinnlichen Vergnügen läuft darauf hinaus: „das Vergnügen ist um sein selbst willen, weil es Vergnügen ist, immer zu wünschen und zu begehrn; so wie auch der Schmerz um deswillen, weil er Schmerz ist, immer zu fliehen ist: daher wird sich der Weise so einzurichtten wissen, daß er das Vergnügen flieht, wenn der Genuß desselben nur einen desto grösern Schmerz verursachen würde; dem Schmerze hingegen sich unterzieht, wenn er desto gröses Vergnügen zur Folge haben wird. Ferner, die Empfindung alles angenehmen gehört eigentlich für die Seele, wenn es gleich durch die körperlichen

Sinne empfunden wird. Daher dauert die körperliche Lust nur so lange, als das Vergnügen wirklich vorhanden ist: hingegen die Seele empfindet nicht nur mit dem Körper das gegenwärtige Vergnügen, sondern bemerkt auch schon das zukünftige; und läßt selbst das vergangene nicht ungenossen entwischen. Auf diese Art wird der Weise, wenn die Erwartung des gehofften Vergnügens mit dem Andenken an bereits genossenes verbunden wird, immer eine zusammenhängende Reihe von angenehmen Empfindungen haben.“

(34) Diese Grundsätze wendet Epikur auch auf das Essen und Trinken an, und spricht verächtlich von glänzenden kostbaren Gastgeboten, weil die Natur mit wenigem und geringem zufrieden sey. Denn wer weiß es nicht, daß bey diesen Dingen Hunger und Appetit die Würze ausmacht. Darius müßte auf seiner Flucht trübes und von toden Körpern verunreinigtes Wasser trinken,

und versicherte doch, kein Getränke hätte ihn jemals mehr gelabt; weil er nämlich nie mit wahrem Durste getrunken hatte. Ptolomäus hatte nie mit Hunger gegessen; daher hatte ihm auch noch nie etwas besser geschmeckt, als das Stück schwarzes Brod, das ihm auf seiner Reise durch Aegypten, als er sich einmal von seiner Begleitung entfernt hatte, in einer ländlichen Hütte gereicht wurde. Als Socrates sich einmal von früh an bis zum Abende eine sehr starke Bewegung machte, und man ihn nach der Ursache fragte, soll er gesagt haben, er habe sich, um eine recht gute Mahlzeit zu machen, vom Spatziergeänge Hunger mitgenommen. Und wie wurde bey den gesellschaftlichen Mahlzeiten der Spartaner gegessen? Der König Dionysius wohnte einmal einer solchen Mahlzeit bey, und gestand, daß ihm die schwarze Suppe, die das Hauptgerichte ausmachte, ganz und gar nicht geschmeckt hätte. Kein Wunder, sagte

der Koch: denn es hat die Würze gefehlt. Was für Würze, fragte Dionysius; und jener antwortete: Strapazen der Jagd, Schweiß, Wettlaufen am Euphratas, Hunger, Durst; das sind die Dinge, die die Speisen der Lacedämonier würzen. — Dies lässt sich nicht nur bey den Menschen, sondern auch bey den Thieren wahrnehmen. Sie sind mit jedem für sie genießbaren Futter, das man ihnen vorwirft, zufrieden, ohne sich nach etwas anderm umzusehen. Es giebt ganze Nationen, die durch Angewöhnung nur die Sparsamkeit angenehm finden, wie ich das so eben von den Spartanern bemerkt habe. Xenophon erzählt von den Persern, deren Lebensart er beschreibt, sie ässen zum Brode nichts als ein wenig Nasturtium \*). Und sollte man auch einen angenehmen Genuss haben wollen, wie viel wächst nicht aus der Er-

\*) Eine Art von Kresse; griech. *κάρδαμον*. S. Aelian. V. H. 3, 39. Xenoph. Cyrop. 1, 2.

de und auf den Bäumen, was nicht nur leicht in Menge zu haben, sondern auch sehr angenehm zu geniessen ist. Man denke sich dabey jene gesunde Trockenheit des Körpers, und sein ganzes Wohlbefinden, das diese Mäsigkeit in Essen und Trinken begleitet, und halte nun die Unmäsigen dagegen, die durch Schwitzen und Aufstosen, wie Mastvieh, ihre Ueberladung ankündigen: dann wird es uns einleuchten, dass diejenigen, die am begierigsten angenehme Gefühle suchen, sie am wenigsten finden, und dass nicht Uebersättigung, sondern das Gefühl des Bedürfnisses unsere Nahrungsmittel schmackhaft macht.

(35) Timotheus, einer der ersten und angesehensten Staatsbürger in Athen, soll einmal zum Plato, bey dem er den Tag vorher mit vielem Appetite und vergnügt gegessen hatte, gesagt haben: *eure Mahlzeiten sind nicht nur während des Genusses, sondern auch noch den andern Tag ange-*

nehm. — Nicht einmal von den Fähigkeiten unseres Geistes können wir gehörig Gebrauch machen, wenn wir mit Speise und Trank überladen sind. Man hat einen treflichen Brief von Plato \*) an die Verwandten des Dio, worin er schreibt: *Das sogenannte glückselige Leben mit allen seinen Italischen und Syracusischen Leckerbissen, hat mir dort schlechterdings nicht behagt. Des Tags zweymal satt zu werden, keine Nacht allein zu schlafen, und was sonst noch zu dieser Lebensart gehört: dabey kann kein Mensch vernünftig, am allerwenigsten aber mässig und enthaltsam werden. Denn wie wäre solch ein wunderbares Gleichgewicht von so widersprechenden Trieben möglich?* — Wie ist also, ohne nüchterne Vernunft, und ohne Mäsigkeit ein angenehmes Leben möglich? Daraus sieht man, was für ein großer Thor

\*) Der siebente in der Sammlung der noch vorhandenen Platonischen Briefe; Opp. Tom. XI. Bipont.

Sardanapal, dieser reiche König in Syrien, gewesen seyn muss, der sich folgende Grabschrift setzen ließ:

*Das hab' ich, was ich aß, und  
was mit befriedigter Wollust  
Ich verschluckte; das andere  
herrliche alles, weg ist es!*

Noch im Tode nennt er sein Eigenthum, was er nicht einmal im Leben länger hatte, als er es genoss. Könnte man wohl, sagt Aristoteles, einem Ochsen eine andere Grabschrift machen?

Warum soll also nach Reichthum gestrebt werden? Oder in welchen Fällen lässt uns Armuth nicht glückselig seyn? Etwa dann, wenn man keine Statüen, keine Gemälde besitzen, oder keine Schauspiele geben kann? Genießt diese Dinge der Niedrige und Arme nicht weit besser, als der, der sie im Ueberfluss hat? In unserer Stadt sind ja alle diese Dinge auf allen Strasen in Menge zu sehen. Der Privatmann, der dergleichen besitzt, sieht sie in weit ge-

ringrerer Anzahl, und seltener, wenn er etwa auf seine Landgüter kömmt; wo vielleicht auch manchen noch das Gewissen zwickt, wenn er sich erinnert, woher er das alles hat. Die Zeit würde nicht hinreichen, wenn ich der Armuth eine Schutzrede halten wollte. Die Sache ist klar, und täglich erinnert uns die Natur daran, wie gering und wie sparsam ihre Bedürfnisse sind.

(36) Wird also wohl Mangel an zahlreichen Ahnen, oder an hohem Range, oder an Volksgunst, dem Weisen seine Glückseligkeit verleiden? Zuverlässig ist das Einschmeicheln beym Volke, und das Ansehen, das man sich erst erbetelt, mit weit mehr Beschwerde, als Vergnügen verbunden. Es war eine kleine Eitelkeit vom Demosthenes, wenn er sich etwas darauf zu gute that, dass eine Wasserträgerin (dergleichen in Griechenland gewöhnlich sind) der andern ins Ohr geflüstert hätte: *Sieh, das ist der grosse Demosthenes!* Was kann eitler seyn? Und gleichwohl,

welch ein Redner! — Der aber wohl blos vor fremden Leuten, und nicht mit sich selbst, zu sprechen gelernt hatte. Man soll also überzeugt seyn, dass man weder Volksgunst an sich für ein begehrenswürdiges Glück, noch Niedrigkeit der Geburt für ein Unglück zu halten habe. *Ich bin nach Athen gekommen, sagte Democrit, und kein Mensch hat mich gekannt.* Es ist ein großer, ein edler Mann, der von Verkennung seines Ruhms mit so viel Zufriedenheit sprechen kann. Flöten- und Citherspieler folgen beym Vortrage ihrer Stücke blos ihren eigenen Grundsätzen, ohne nach dem Geschmacke des grossen Haufens zu fragen; und der Weise, dessen Kunst um so unendlich wichtiger ist, sollte sich nicht die Wahrheit, sondern den Geschmack des Pöbels zum Maaßtabe wählen? Oder ist es nicht thöricht, Menschen, die man einzeln als ungebildete Handarbeiter verachtet, in Masse für etwas groses zu halten? Nein, der

Weise wird unsere eiteln ehrüchtigen Bestrebungen verachten, er wird den Rang, den ihm das Volk auch ohne sein Suchen anbietet, von sich weisen: wir aber wissen dergleichen Dinge nicht zu verschmähen, ehe wir ihren Besitz zu bereuen anfangen.

Heraclitus der Physiker spricht einmal von dem berühmten Ephesier Hermidorus, und sagt, man sollte allen Ephesiern die Köpfe abschlagen, weil sie diesen Hermidorus unter folgender Aeuserung aus der Stadt gejagt hätten: *Bey uns darf sich keiner vor den andern auszeichnen: giebt es einen solchen, der mag wo anders und unter andern Menschen leben.* Geschieht das aber nicht bey allen Nationen? Hassen sie nicht jede sich stark auszeichnende Gröse? Wurde nicht Aristides \*) (ich will jetzt nur ein Griechisches Beispiel anführen) blos aus dem Grunde aus seinem Vaterlande gestossen, weil er gar zu gerecht wäre? Wie

\*) S. Nepos 3, 1.

viel Ungemach ersparen sich also nicht diejenigen, die sich mit dem Volke gar nicht einlassen! Und was ist wohl in dieser Rücksicht angenehmer, als wissenschaftliche Musse? ich meine besonders solche Wissenschaften, wodurch wir die Unendlichkeit der Natur, und von der Welt selbst, Himmel, Erde und Meer kennen lernen.

(37) Haben wir es nun zur Gleichgültigkeit gegen Rang und Geld gebracht, was werden wir dann noch zu fürchten haben? Ich denke wohl, das Exilium, das man gewöhnlich für eins der grössten Uebel hält. Soll es dieses Uebel deswegen seyn, weil uns das Volk abgeneigt und zuwider ist, so haben wir ja kurz vorher gehört, wie gleichgültig uns der Beyfall des Volks seyn kann. Ist es aber ein Unglück auserhalb seinem Vaterlande zu leben: o so sind die Provinzen voll solcher Unglücklichen, von denen nur die wenigsten in ihr Vaterland zurückkehren. — Aber die Exulanten verlieren doch

ihre Habe und Gut. — Wie? fehlt es uns etwa an Anleitung, Dürftigkeit ertragen zu lernen? Und geht man nun auf den Grund der Sache, ohne das dem Namen anklebende Schimpfliche in Rücksicht zu nehmen, was ist zwischen einem fortdauernden Aufenthalte im Auslande und dem Exilium für ein Unterschied? Haben nicht auf diese Art die berühmtesten Philosophen, ein Xenocrates, Crantor, Arcesilas, Lacydes, Aristoteles, Theophrastus, Zeno, Cleianthes, Chrysippus, Antipater, Carneades, Panätius, Clitomachus, Philo, Antiochus, Posidonius, und unzählige andere ihr ganzes Leben zugebracht, ohne nach ihrer Abreise jemals wieder in ihre Heimath zurückzukehren. Was aber die damit verbundene Entehrung betrifft, so ist jetzt die Rede von dem weisen Manne, den eine solche nie verdienter Weise treffen kann. Denn wer das Exilium wirklich verdient hat, den müssen wir nicht trösten wollen.

Am leichtesten können sich in jenen Vorfällen diejenigen beruhigen, die bey allem nur auf Vergnügen sehen. Wo das statt findet, da können sie glücklich leben. Hier kann also der Grundsatz des Teucer zur Regel dienen.

*Vaterland ist, wo mir wohl ist \*).*

Etwas ähnliches gab Socrates zur Antwort, als er gefragt wurde, wo er zu Hause wäre. *In der Welt*, sagte er, und erklärte damit; dass die ganze Welt seine Heimath und sein Vaterland sey. Lebte nicht T. Albucius als exulirender Philosoph in Athen sehr zufrieden? und er hätte diesem Schicksale entgehen können, wenn er nach Epikurs Regel sich in seinem Staate ruhig verhalten hätte. War Epikur, weil er in seinem Vaterlande lebte, darum glücklicher als Metrodor zu Athen?

\* ) Vielleicht aus einer Tragödie des Pacuvius, Teucer betitelt, die Cicero de Orat. 1, 58. erwähnt.

War Plato oder Polemo eben um denselben besser daran, als Xenocrates oder Arcesilas? Was soll man von einem Staate halten, wo man rechtschaffene und einsichtsvolle Bürger fortjagt? Demaratus, der Vater des Königs Tarquinius Priscus, flüchtete, weil er die Tyranny des Cypselus nicht länger ertragen konnte, von Corinth nach Tarquinii, ließ sich da häuslich nieder, und zeugte Kinder. That er wohl thöricht daran, daß er die Freyheit, die er im Exilium genießen konnte, der Sclaverey in seinem Vaterlande vorzog?

(38) Nun werden ferner auch heftige Bewegungen, Bekümmernisse und Beängstigungen der Seele dadurch besänftigt, daß man sie auf Gegenstände des Vergnügens hinlenkt. Nicht ohne Grund konnte also Epikur sagen, der Weise besitze die grösere Summe des Guten, weil er immer Vergnügen genieße; und hieraus folgert er den Satz, den wir jetzt untersuchen, daß nämlich der Weise stets glückselig sey.

— Auch dann, wenn er blind, und taub wäre? — Auch; denn er achtet beydes nicht. Was gehn ihm wohl durch die so sehr gefürchtete Blindheit für angenehme Empfindungen ab? Behaupten doch gewisse Philosophen, alle andere Lustgefühle hätten ihren Sitz in den Sinnenwerkzeugen selbst, nur das, was durch den Sinn des Gesichts empfunden würde, sey nicht das angenehme Gefühl in den Augen selbst. Was wir z. B. schmecken, riechen, fühlen, hören, berührt die Stelle unsers Körpers, wo wir empfinden, unmittelbar. In den Augen geschieht das nicht: was wir sehen, gelangt gleich an die Seele. Diese kann aber auf viele und manichfaltige Art ergötzt werden, wenn auch die Augen nicht dabey mitwirken. Ich rede nämlich von Gelehrten und Philosophen, deren wahres Leben im Denken besteht. Der denkende Weise braucht aber zu seinen Untersuchungen gewiss die Unterstüzung der Augen nicht. Denn wenn die

Nacht ihm seine Glückseligkeit nicht  
räubt, wärum sollte sie ihm ein nacht-  
ähnlicher Tag rauben? Antipater der  
Gyrenaiker hatte einmal einen Gedan-  
ken, der zwar etwas schlüpfrich, aber  
gewiss nicht dumm war. Einige Frauen-  
zimmer bedauerten ihn wegen seiner  
Blindheit. *Was wollt ihr?* sagte er;  
*meint ihr, man könne im Dunkeln*  
*keine angenehmen Empfindungen ha-  
ben?*

Appius — der alte berühmte — war  
viele Jahre blind, und doch sehen wir  
aus seiner öffentlichen Amtsführung  
und übrigen Handlungen, daß er in  
dieser Lage weder ein Privat - noch öf-  
fentliches Geschäfte vernachlässigte. —  
Das Haus des C. Drusus war immer  
voll von Personen, die sich bey ihm  
Raths erholten. Seine Clienten, die in  
ihren eigenen Angelegenheiten blind  
waren, überliessen sich diesem blinden  
Leiter sehr gern. Cn. Aufidius — ich  
erinnere mich dessen aus meiner Kind-  
heit — gab trotz seiner Blindheit im

Senate seine Stimme, unterstützte seine Freunde mit gutem Rathe, schrieb eine Griechische Geschichte, und hatte helle Augen für die Wissenschaften. — (39) Diodotus \*) der Stoiker lebte viele Jahre in meinem Hause blind. Dieser Mann, — fast ist es unglaublich, — beschäftigte sich jetzt noch weit eifriger mit Philosophie, als vorher, trieb nach Art der Pythagoräer Musik, ließ sich Tag und Nacht aus Büchern vorlesen, zu welchen allen er freylich die Augen eben nicht nöthig hatte; aber selbst in der Geometrie, wo man denken sollte, er hätte die Augen gar nicht entbehren können, gab er Unterricht, indem er seinen Schülern vorsagte, von welchem Punkte aus, und wohin sie ihre Linien ziehen sollten. Asclepiades, ein bekannter Philosoph der Eretrischen Schule, soll auf die Frage, was ihm seine Blindheit für Vortheil gebracht habe, zur Antwort gegeben ha-

\*) S. Brut. Cap. 90. wo ihn Cicero als seinen Lehrer ausführlicher erwähnt.

ben, den Vortheil, dass mich ein Sclave mehr begleitet. Denn gleichwie selbst die äuserste Armuth erträglich seyn würde, wenn man sich erlauben wollte, was gewisse Griechen täglich thun \*); eben so kann auch die Blindheit, wenn es einem nicht an den übrigen Beförderungsmitteln des Wohlstandes fehlt, immer sehr erträglich seyn.

Democrit konnte, nachdem er blind geworden war, freylich nicht mehr Schwarz und Weiß unterscheiden; aber wohl das Gute und Böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Nutzen und Schaden, das Wichtige und

\* Vielleicht hatte hier Cicero die Griechische Sitte im Sinne, vermöge welcher ärmere Mitglieder von Gesellschaften und Sodalitäten durch Geld - Collationen und Collecten (εγαρος, εγαρισσων) unterstützt wurden. Caſaubonns, der zum Theophrast. Charact. 15. diese Materie sehr ausführlich behandelt, zeigt auch, dass die Römer nie eine ähnliche Einrichtung gehabt haben. Indessen kann auch vielleicht Cicero auf gewisse Personen angespielt haben.

Unwichtige. Er konnte wohl ohne Be-  
merkung der Mannigfaltigkeit der Far-  
ben, aber nicht ohne Einsicht in das  
Wesen der Dinge glückselig leben. Ja  
er behauptete sogar, durch das Gesicht  
würde die Seele in ihrer Wirksamkeit  
gestört, und indes andere oft nicht  
sehen, was ihnen vor den Füßen liegt,  
so durchwanderte er mit seinem Geiste  
das unermessliche Reich der Dinge, oh-  
ne irgendwo stille zu stehen. Auch  
Homer soll blind gewesen seyn. Und  
gleichwohl sehen wir in seinen Gedich-  
ten lauter Mahlerey. Jede Gegend, je-  
de Küste, jeder Ort in Griechenland,  
jede Schlachtscene, jede Stellung der  
Truppen, jedes Fahrzeug, jede Bewe-  
gung von Menschen und Thieren, wie  
genau ist das nicht alles ausgemahlt!  
Gegenstände, die er selbst nicht sahe,  
wie hell hat er sie uns vor die Augen  
gestellt! Wie also? meinen wir, es ha-  
be dem Homer oder irgend einem  
Liebhaber der Philosophie und der  
Wissenschaften an innerm Wohlgefühl

und an Geistesergötzung gefehlt? oder würden sonst wohl Anaxagoras und der so eben erwähnte Democrit ihre Ländereyen und Besitzungen verlassen haben, um sich mit ganzer Seele dem göttlichen Vergnügen des Lernens und Forschens zu widmen? Daher auch die Dichter den Wahrsager Tiresias, den sie als einen weisen Mann aufführen, niemals über seine Blindheit klagen lassen; da hingegen Homer \*) den Polyphem, den er als ein wildes grausames Ungeheuer beschreibt, ein Gespräch mit einem seiner Widder halten lässt, worin er diesen um das Glück beneidet, nach Belieben da und dort hingehen, und seine Bedürfnisse befriedigen zu können. Das war auch sehr zweckmäßig. Denn der Cyclope war um nichts klüger als der Widder.

(40) Was ists nun wohl für ein Unglück, taub zu seyn? M. Crassus hörte auch nicht gut; aber viel schlimmer

\*) Odyss. 9, 447. Cicero lässt hier den Homer mehr sagen, als man in jener Stelle findet.

war es, daß man von ihm nichts gutes hörte; ob ihm gleich daran, meines Erachtens, Unrecht geschahe. In der Regel verstehn die Römer so wenig Griechisch, als die Griechen Lateinisch. Jene sind also für die Griechische Sprache, und diese für die Lateinische taub: und wir alle sind für die unzähligen Sprachen, die wir nicht verstehen, eben so taub. Aber — das Spiel des Citharöden, das hört doch der Taube nicht. — Dafür hört er aber auch nichts, wenn eine Säge geschärft oder ein Schwein abgestochen wird; und eben so wenig stört ihn das Getöse des brausenden Meeres, wenn er schlafen will. Ist indessen der Taube ein Liebhaber von Musik und Gesang, so muß er erstlich bedenken, daß es, ehe noch diese Dinge erfunden waren, viele gescheute Leute gegeben hat, die sich glückselig fühlten; und dann, daß das Lesen eines Gedichts weit mehr Vergnügen gewährt, als das Hören seiner Melodie. Endlich, so wie ich die Blin-

den, zu ihrer Schadloshaltung, kurz vorher an die angenehmen Empfindungen des Gehörs verwies, so kann ich die Tauben an die Augen verweisen. Ueberhaupt, wer mit sich selbst zu reden versteht, der wird fremde Ansprache nicht sehr vermissen.

Häufen wir nun auch auf einen und denselben Menschen alles zusammen: er sey blind und taub: er werde von den heftigsten Schmerzen des Körpers gequält. Dergleichen Schmerzen reiben den Menschen gewöhnlich schon für sich selbst auf: gesetzt aber, sie wären *so anhaltend*, und peinigten *so heftig*, daß sie unerträglich würden. Mein Gott, was hat es denn für Noth? Es ist ja ein Hafen in der Nähe, wo wir vor jenen Empfindungen auf ewig gesichert sind. Theodorus antwortete dem Lysimachus, der ihm mit dem Tode drohete, *da kannst du was rechts, wenn du so viel kannst, wie jede Giftfliege.* Perses bat den Paullus, er möchte ihn nicht als Gefangenen im

Triumph aufführen; *das steht ja ganz in deiner Gewalt*, antwortete Paullus. Wir haben über den Tod, den ersten Tag, der für diese Materie eigentlich bestimmt war, sehr viel gesprochen. Auch den folgenden Tag, da wir vom Schmerze handelten, ist mancherley darüber gesagt worden. Wer sich daran erinnert, wird gewiss den Tod entweder wünschenswürdig, oder doch wenigstens nicht fürchterlich finden.

(41) Meiner Meinung nach sollte im menschlichen Leben der Griechische Weidspruch gelten, der bey ihren Gastgeboten gewöhnlich ist: *trink, oder gehe.* So ists recht. Entweder lass dirs mit andern wohl schmecken, oder entferne dich bey Zeiten, ehe du nüchtern den Berauschten in die Hände fällst. Auf eben die Weise kann man unerträglichen Anfechtungen des Schicksals entgehen. — Das sagt ganz so Epikur, und mit denselben Worten, wie er, sagt es auch Hieronymus.

Wenn Philosophen, welche behaupten, die Tugend könne für sich allein nichts bewirken, und was wir tugendhaft und sittlich gut nennen, seyn schöne Worte ohne Sinn und Bedeutung, wenn Philosophen von solchen Grundsätzen dennoch den Weisen für stets glückselig erklären, was sollen Philosophen aus der Sokratischen und Platonischen Schule thun? die entweder den geistigen Gütern einen so hohen Werth beylegen, dass durch sie die Vorzüge des Körpers und des Glücks höchstens verdunkelt würden: oder die letztern Dinge gar nicht unter die Güter zählen, sondern blos Güter des Geistes annehmen. Ueber die Verschiedenheit beyder Vorstellungsarten pflegte Carneades, gleichsam wie ein Ehrenrichter, folgendermassen zu urtheilen. Was die Peripatetiker Güter nennen, sagte er, das nennen die Stoiker nützliche, brauchbare Dinge; gleichwohl legen die Peripatetiker dem Reichthume, der Gesundheit und an-

dern gleichartigen Dingen keinen grössern Werth bey als die Stoiker; es ist also hier, wo es auf die Sache und nicht auf die Worte ankommt, gar keine Ursache zum Streit vorhanden. Wie demnach die übrigen philosophischen Partheyen bey diesem Punkte Consequenz behaupten mögen, das sey ihre Sorge. Mir ist es nur lieb, dass sie in Rücksicht auf die unwandelbare Glückseligkeit des Weisen solche Gessinnungen hegen, die Philosophen nicht unwürdig sind.

Doch es ist Zeit, dass wir gehen. Lassen Sie uns diese fünftägigen Be- trachtungen tief ins Gedächtniss ein- prägen. Vielleicht werde ich sie schriftlich aufsetzen, — denn wie könnte ich meine jetzige Mufse besser anwenden — und auch sie, wie die fünf Bücher de finibus, unserm Brutus zu eignen, der mich zur philosophischen Schriftstellerey nicht nur ermuntert, sondern auch herausgefördert hat. Wie

viel ich damit bey andern nützen werde, kann ich nicht sagen. Für die bittern Gefühle meines eigenen Herzens, für alle die mannichfaltigen und von allen Seiten mich umringenden Widerwärtigkeiten, konnte ich nur in Beschäftigungen dieser Art einige Linderung finden.

### III.

## R e d e zur Vertheidigung des Königs Dejo- tarus, vor Cäsar gehalten.

Ich fühle mich bey jedem Anfange eines wichtigeren öffentlichen Vortrags gewöhnlich mit einer Schüchternheit im Kampfe, die für meine Erfahrung und Jahre vielleicht unverhältnissmäßig gross ist. Allein in dem Gegenstande meines heutigen Vortrags giebt es für mich der Versuchungen zur Verlegenheit so viele, dass die Furcht meinem Geiste die Kraft rauben wird, den König Dejotarus mit dem Grade von Enthusiasmus zu vertheidigen, den mir mein Herz zum Gesetze macht. Ich spreche jetzt, um das Leben und das Glück eines Königs zu retten, An sich ist dies zwar nichts befremdendes, zumal, Cäsar, da es Ihre Sicherheit und Beruhigung

gilt. Aber ein König, als Criminalbe-  
klagter, ist doch eine so ungewöhnli-  
che Erscheinung, dass wir heute das  
erste Beyspiel davon erleben. Ich soll  
ferner gegen eine der entsetzlichsten  
Beschuldigungen einen König rechtfer-  
tigen, von dem ich, unter der einmü-  
thigsten Beystimmung des ganzen Se-  
nats, sonst immer nur in dem Tone  
des Lobredners zu sprechen pflegte, wie  
es seine unausgesetzten Verdienste um  
die Republik werth waren. Hierzu  
kömmt der empörende Gedanke an die  
Grausamkeit des einen, und an die  
Niederträchtigkeit des zweyten unserer  
Ankläger. Wie grausam, oder vielmehr  
wie lieblos und undankbar ist es vom  
Castor, seinen Grossvater der Gefahr  
eines Criminalprocesses auszusetzen; an  
einem Greise, dessen Stütze und Schutz  
er seyn sollte, die zermalmende Kraft  
seiner Jugend zu üben; den ersten Ver-  
such jugendlicher Thätigkeit mit einem  
Bubenstücke anzufangen; einen Sclau-  
ven seines Grossvaters zur gerichtlichen

Anklage seines Herrn zu bestechen, und diesen Sclaven dessen Legaten aus dem Dienste zu stehlen. Und bey dem Anblicke der frechen Stirn jenes Treulosen, der seinen Herrn, den treuesten Freund unserer Republik, und zwar in dessen Abwesenheit anklagt, bey diesem Anblicke, und beym Hören seiner Rede, o da war es nicht blos Mitleid mit dem unglücklichen Schicksale des Königs, was ich empfand: ich zitterte vor dem Schicksale des ganzen Staates. Denn da nach unserer Verfassung einem Sclaven keine Aussage gegen seinen Herrn, auch nicht einmal mittelst der Folter, abgenommen werden darf, weil der Schmerz einem solchen Menschen das Geständniß der Wahrheit, selbst wider seinen Willen, auspressen könnte: so tritt jetzt ein Sclave auf, und klagt seinen Herrn ganz frey und zwanglos an, weil er es von der Folter herab nicht thun kann. — Bisweilen, Cäsar, beunruhiget mich' auch noch ein anderer Umstand, über den ich mich

jedoch wieder beruhigt fühle, sobald ich mich recht tief in Ihren Character hinein denke. An sich ist der Umstand in der That abschreckend; allein mit Hinsicht auf Ihren Verstand erscheint er in der unschuldigsten Gestalt von der Welt. Es ist nämlich an sich betrachtet gewiß ein äuserst gefährliches Geschäft, sich als Beklagter gegen eine Person zu verantworten, deren Tod man bey der angeschuldigten That zur Absicht gehabt haben soll. Denn wer über eine fremde Handlung, die auf sein Verderben berechnet war, urtheilt, der wird immer weit geneigter seyn, auf seinen Vortheil, als auf die Schonung des angeblichen Thäters Rücksicht zu nehmen. Allein der Gedanke an die vortrefflichen und einzigen Eigenschaften Ihres Characters und Herzens mildert mir diese Besorgniß. Mir ist nicht davor bange, was Sie über den König Dejotarus für ein Urtheil fällen werden, da ich weiß, wie Sie von dem Publikum beurtheilt zu

seyn wünschen. Selbst der ungewöhnliche Standort, wo ich über einen wohl noch nie zur öffentlichen Sprache gekommenen Gegenstand reden soll, setzt mich in Verlegenheit. Ich spreche zwischen vier Wänden eines Privathauses, abgesondert von jener zahlreichen Volksversammlung, deren Anblick den Absichten des Redners so günstig zu seyn pflegt. Nur auf Ihren Augen, Cäsar, nur auf Ihrem Antlitze ruhet mein Blick. Sie allein sind der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit: ich spreche jedes Wort nur für Sie. Diese Lage ist mir in so fern sehr viel werth, als ich dabey den Sieg der Wahrheit hoffen kann; allein desto weniger ist sie den Absichten günstig, die der Redner durch das Feuer und die Kraft seiner Beredsamkeit zu erreichen wünscht. Stünde ich jetzt auf dem Forum, Cäsar, und hätte Sie in der doppelten Person des Zuhörers und der Parthey vor mir, wie viel Muth würde mir der Anblick einer überall her zusammen-

strömenden Volksmenge einlösen! Denn welcher Römer würde den König nicht begünstigen wollen, von dem er wüßte, daß er seine ganze Lebenszeit in römischen Kriegsdiensten zugebracht hat. Ich sähe die Curie vor mir, ich hätte das ganze Forum in Augen, ich könnte den Himmel über mir zum Zeugen anrufen. Und würde ich nun hier an alle dem König Dejotarus von den unsterblichen Göttern sowohl, als von Roms Bürgern und dem Senate erzeugte Wohlthaten erinnert, wie könnte mir es dann an Stoff zur Beredsamkeit fehlen? Allein diese Vortheile lassen sich hier, zwischen vier Wänden, weit weniger benutzen. Die Darstellung des Redners verliert durch den Platz, den er einnimmt. Sie, Cäsar, der Sie so oft selbst als Schutzzredner gesprochen haben, werden am besten beurtheilen können, wie mir jetzt zu Muthe seyn müsse, und werden sich daher desto geneigter fühlen, mich bey dieser meiner Verlegenheit durch billige Rücksichten und durch

ungetheilte Aufmerksamkeit auf meinen Vortrag zu unterstützen.

(2) Doch ehe ich mich über den Gegenstand der Klage erkläre, will ich etwas wenig über das Vertrauen der Ankläger bemerken. Von ihren Fähigkeiten, von ihrer Erfahrung und Uebung dürften sie wohl sehr geringe Vortheile erwarten können. Allein sie schöpften das Vertrauen, womit sie ihre Rolle übernommen haben, aus andern Rücksichten. Es war ihnen nämlich nicht unbekannt, daß Sie, Cäsar, gegen den König Dejotarus eingenommen waren. Sie wußten, daß Ihre Unzufriedenheit mit ihm, manche unangenehme und nachtheilige Wirkungen für ihn gehabt hatte. Sie hatten auch die Erfahrung gemacht, daß sie von Ihnen in dem Grade begünstigt würden, in welchem Sie den König hafsten. Jetzt traten sie in Ihrer eigenen Wohnung auf; der Gegenstand ihres Vortrags war — Ihre Gefahr. Sie hofften also, in einem zum Unwillen gereitzen Herzen selbst mit

einer erlogenen Beschuldigung leicht Eingang zu finden. O befreyen Sie mich daher vor allen Dingen, Cäsar, bey Ihrer unerschütterlichen Rechtschaffenheit, bey Ihrer Gnade beschwöre ich Sie, befreyen Sie mich von der Besorgniß, daß sich noch der kleinste Rest von Unwillen in Ihrem Herzen verhalten könne. Bey der Hand, die Sie dem Könige Dejotarus zur Erklärung wechselseitiger Gastfreundschaft reichten, bitte ich Sie; bey der Hand, die nicht in der Kraft, womit sie im Kampfe und Gefechte wirkte, sondern nur in der Festigkeit, womit sie Treue gelobt, ihren vorzüglichern Werth sucht. Sie entschlossen Sich, sein Haus wieder zu betreten, und den alten Freundschaftsbund zu erneuern. Seine Penaten empfingen Sie; an dem häuslichen Herde des Königs Dejotarus erschienen Sie als sein wieder ausgesöhnter Freund. Es ist ja in Ihrem Character, Cäsar, sich nicht nur leicht, sondern auch unabänderlich zu versöhnen. Kein

Mensch, der Ihr Herz wieder gewann,  
hat jemals die Erfahrung gemacht, daß  
die mindeste Spur von Groll darin zu-  
rückgeblieben wäre.

Doch, wem könnten Ihre Beschwer-  
den gegen Dejotarus unbekannt seyn.  
Nie haben Sie ihn als Ihren Feind,  
sondern immer nur als einen pflichtver-  
gessenen Freund angeklagt, der die Par-  
they des Pompejus mehr als die Ihrige  
begünstigt habe. Und auch das würden  
Sie ihm, Ihrer eigenen Erklärung zu  
Folge, verziehen haben, wenn er dem  
Pompejus nur Hülfstruppen, oder auch  
seinen Sohn zugeschickt, und sich mit  
dem Alter entschuldigt hätte. Sie spra-  
chen ihn auf diese Art selbst von sehr  
beträchtlichen Fehlern frey, und gaben  
ihm nur ein kleines Versehen Schuld,  
das er als Freund gemacht habe. Sie lies-  
sen ihn daher auch so wenig von Ihrem  
Unwillen fühlen, daß Sie ihm vielmehr  
jede Besorgniß benahmen, ihn für  
Ihren Gastfreund anerkannten, und

in dem Besitze seiner Königswürde schützten.

Dejotarus sündigte ja nicht aus vor-sätzlichem Hasse gegen Sie; er fehlte aus einem damals gemeinen Irrthume. Ihn, dessen Königswürde vom Senate so oft unter den ehrenvollestens Aeuse-rungen anerkannt worden war, und der die Würde und hohe Wichtigkeit des Senats von jeher im vollkommensten Grade verehrt hatte, ihn, einen ent-fernten Ausländer, empörten dieselben Ereignisse, die uns, eingeborne, und stets an die Republik gefesselte Römer auch empörten. (4) Er hörte, daß man mit einstimmiger Genehmigung des Senats zu den Waffen gegriffen hatte: daß den Consuln, den Prätoren, den Volks - Tribunen, und mir, als Impera-tor, die Vertheidigung der Republik aufgetragen worden war. Das griff ihm ans Herz; es ward ihm, bey seiner so herzlichen Anhänglichkeit an unsere Re-publik, vor dem Schicksale des Römi-schen Volks bange, von welchem er

sein eigenes abhängig glaubte. Indessen hielt er es doch bey aller bangen Besorgniß für zweckmässiger ruhig zu bleiben. Allein den höchsten Grad erreichte seine Bestürzung, als er hörte, die Consuls seyn aus Italien geflüchtet; alle Consularen, — denn so lautete die Nachricht, — der ganze Senat, ganz Italien sey ausgeströmt. Dergleichen Nachrichten und Gerüchte fanden den Weg sehr leicht nach Orient, ohne dass sie jedoch von andern nachfolgenden berichtigt wurden. So hörte er nichts von Ihren Vorschlägen, nichts von Ihren Wünschen nach Eintracht und Frieden; nichts von dem Einverständnisse gewisser Personen, die sich gegen Sie verschworen hatten. Demungeachtet hielt er sich ruhig: bis endlich Gesandte und Briefe von Pompejus bey ihm ankamen. Verzeihen Sie, Cäsar, verzeihen Sie dem König Dejotarus, wenn er jetzt den Bitten eines Mannes nachgab, auf dessen Seite wir einst alle waren, eines Mannes, den weder Götter noch

Menschen ausgezeichneter begünstigen und ehren konnten, als Sie es selbst gethan haben. Zwar haben Ihre grossen Thaten den Ruhm von tausend andern verdunkelt; aber deswegen ist uns die Rücksicht auf Pompejus noch nicht gleichgültig geworden. Wem kann die Gröse seines Namens, seines Einflusses, seines in allen Kriegsgattungen ausgezeichneten Heldenruhms, wem können die Ehrenbezeugungen unbekannt seyn, die er vom ganzen Römischen Volke, vom Senate, und selbst von Ihnen erhalten hat? Er war an Ruhm und Verdiensten seinen Vorgängern in dem Grade überlegen, in welchem Sie überhaupt alle übertroffen haben. Mit Erstaunen überrechneten wir die von Cn. Pompejus geführten Kriege, seine Siege, seine Triumphe, seine Consulate: bey Ihnen fehlt es uns für alle diese Gegenstände an Zahlen.

(5) Zu diesem Manne wandte sich also Dejotarus, in der traurigsten unglücklichsten Kriegsepoke. Er hatte

ihn schon vorher in mehrern gerechten und gegen auswärtige Feinde des Staats gerichteten Kriegen unterstützt; er war nicht nur sein Gastfreund, sondern auch sein Vertrauter; er kam theils als gebeterer Freund, theils als eingeladener Bundesgenosse, theils aufgefordert vom Senate, dem er zu gehorchen gelernt hatte; er kam, nicht etwa als Pompejus den fliehenden Feind verfolgte, sondern als er selbst auf der Flucht begriffen war, und hatte also keinen Sieg, sondern nur Gefahren mit ihm zu theilen. Daher trennte er sich auch gleich nach der Pharsalischen Schlacht vom Pompejus. Er wollte sich nicht länger ungewissen Hofnungen überlassen; er glaubte theils sich seiner Pflicht entledigt zu haben, theils von der Unkunde gewisser Verhältnisse lange genug getäuscht worden zu seyn. Er gieng wieder nach Hause, und suchte, während des Alexandrinischen Kriegs, Ihre Vortheile zu befördern. Dejotarus war es, der die Truppen des Gn. Domitius mit

Quartieren und Lebensmitteln unterstützte: der ihrem treuen und vor allen geschätzten Freunde in Ephesus Geld schickte: der zum zweyten und dritten Male Geldsummen, die er aus Auctionen gelöset hatte, zu Ihren Kriegsbedürfnissen vorstreckte; der sich Leibes- und Lebensgefahren aussetzte, mit Ihnen gegen Pharnazes focht, und Ihren Feind zugleich als den seinigen betrachtete. Und Sie, Cäsar, nahmen dieses Betragen so wohl auf, daß Sie ihn auf die ehrenvolleste Art behandelten, und seine Königswürde anerkannten.

Der Mann also, der von Ihnen gerettet und so glänzend belohnt wurde, dieser Mann soll Sie in seinem eigenen Hause haben ermorden wollen. Wahrlich, Cäsar, einer solchen That können Sie ihn unmöglich verdächtig glauben, ohne ihn für den wüthigsten aller Bösewichter zu halten. Welch einer Ruchlosigkeit müßte er fähig gewesen seyn, um seinen Gastfreund im Angesichte

aller Penaten zu morden! Welch einer Gefühllosigkeit, um den Stolz aller Nationen, den Glanz aller Geschichte zu vernichten! Welch einer barbarischen Rohheit, um nicht vor dem Weltbesieger zu zittern! Welch eines Grades von Herzlosigkeit und Undankbarkeit, um gegen den, der seinen Königsrang anerkannte, den Tyrannen zu spielen! Doch ohne dies alles zu erwägen, welche Raserey wäre es von ihm gewesen, alle Könige, wovon viele an ihn angrenzten, alle freye Nationen, alle Bundesgenossen, alle Provinzen gegen sich einzigen zu entrüsten und aller Waffen gegen sich zu kehren! Wie konnte er, fern von seinem Reiche und Wohnsitze, getrennt von seiner Gattin und einem geliebten Sohne, auch nur den Gedanken zu einer solchen Unthat fassen! (6) Oder war es vielleicht Unbesonnenheit und Tollkühnheit, die ihn verblendete? O wem ist wohl je ein höherer Grad von Besonnenheit und bedächtiger Klugheit eigen gewesen? Doch ich glaube,

zur Vertheidigung des Dejotarus, jetzt nicht sowohl seinen Verstand und seine Einsichten, als vielmehr seine Treue und Rechtschaffenheit erwähnen zu müssen. Seine Herzensgüte, sein musterhaftes Betragen, und die Festigkeit seines Characters, ist Ihnen, Cäsar, aus eigener Erfahrung bekannt. Und wer hätte den Namen des Römischen Volks nur aussprechen hören, ohne auch die Unbescholtenheit, Edelmuth, Geistesgröfse und Rechtschaffenheit des Dejotarus rühmen gehört zu haben? Eine Unthat also, die weder ein Tropf, aus Furcht vor seinem unvermeidlichen Verderben, noch ein Bösewicht, auser nur im Anfalle des äusersten Wahnsinnes, wagen würde, eine solche Unthat dichtet ihr, Ankläger, einem Manne an, der sich eben so sehr durch Rechtschaffenheit, als durch Verstand auszeichnet?

Und dann, wie nicht nur ganz unglaublich, sondern auch wie verdachtlos und unwahrscheinlich ist diese Erdichtung! *Auf der Burg Lucejum*, so

sagt der Ankläger, im Hause des Königs, Ihres Gastfreundes, wo Sie abgetreten wären, war ein gewisser Ort, wo die Geschenke bereit lagen, die der König Ihnen überreichen wollte. Dahin wollte der König Sie aus dem Bade, noch vor der Mahlzeit, führen, und eben dahin waren die Banditen gestellt, die Sie morden sollten. Das ist die Beschuldigung, das ist der Punkt, aus welchem ein Flüchtling einen König, ein Slave seinen Herrn anklagt. Ich muß gestehen, Cäsar, sobald mir das gegenwärtige Vertheidigungsgeschäft aufgetragen, und angezeigt wurde, der junge Castor habe den königlichen Arzt und Sclaven Phidippus, der mit den Legaten abgegangen sey, bestochen, so fuhr mir augenblicklich der Gedanke durch den Kopf, was gilt, dachte ich, Castor wird den Arzt aussagen lassen, es wird eine Vergiftungsklage geschmiedet. Wahrscheinlich wäre das freylich nicht, aber der jetzigen Manier Beschuldigungen zu

schmieden desto angemessener gewesen. Was sagt nun der Arzt? Vom Gifte kein Wort. Gleichwohl konnte damit erstlich im Getränke oder in Speisen weit versteckter, und dann mit mehr Sicherheit vor der Strafe gewirkt werden, weil man ja alles läugnen kann. Hätte der König Sie vor allen Leuten gemordet, dann hätte er den Hass und die Waffen aller Nationen gegen sich gekehrt. That er es mit Gift, so wäre die That, zwar nicht vor dem grosen Schutzgotte der Gastfreundschaft, aber doch vielleicht vor den Menschen verborgen geblieben. Also einen Plan, der weit verborgener angelegt, und sicherer ausgeführt werden konnte, vertraute der König seinem gescheutnen Leibarzte, und, wie er glaubte, treuergebnen Sclaven nicht an; aber wegen Waffen, Dolchen und Auflaurern nahm er mit ihm Abrede? Und wie fein ist hier die Anklage gewebt! *Die Glücksgöttin, heifst es, die Cäsar immer begleitete, rettete ihn auch jetzt.* Er

wollte gerade jetzt die Geschenke nicht in Augenschein nehmen. (7) Und nun? Ließ etwa Dejotarus, nachdem der Plan vor der Hand nicht durchgegangen war, seine Banditen - Mannschaft \*) sogleich abmarschiren? Gab es zum Auflauern keinen andern Platz? Sie, Cäsar, hatten ja geäusert, Sie würden sich nach der Mahlzeit in das bewulste Zimmer verfügen, und Sie thaten es auch. War es denn so schwer, die Bewafneten eine oder zwey Stunden auf ihren Posten aufzuhalten? — Nach heiter und vergnügt eingenommener Mahlzeit, gingen Sie wirklich dahin, wie Sie gesagt hatten. Und hier sahen Sie den Dejotarus sich gerade so gegen Sie betragen, wie es ehemals König Antiochus gegen P. Africanus gethan hatte. Antiochus schickte ihm, wie die Geschichte sagt, aus Asien kostbare Geschenke bis nach Numantia nach, die er im Angesichte der ganzen Armee in Em-

\*) Wie Thraso beym Terentius Eunuch. 4. 7.  
*Jam dimitto exercitum.*

pfang nahm. Dejotarus beschenkte Sie, persönlich, in wahrhaft königlicher Absicht, und mit königlichem Anstande: und Sie verfügten sich dann in Ihr Schlafzimmer. Ich bitte Sie, Cäsar, rufen Sie jenen Zeitpunkt in Ihr Gedächtniss zurück. Denken Sie sich jenen Tag. Erinnern Sie sich der Blicke und Mienen der Sie betrachtenden und bewundernden Zuschauer. Zeigte sich die geringste Spur von Aengstlichkeit, von Unruhe? Herrschte nicht überall Mäsigung, Ruhe und ein Betragen, wie es der weise und unbescholtene Mann durch sein Beyspiel bildet? Welche Ursache lässt sich also wohl ausdenken, warum der König Sie nur nach dem Bade und nicht nach der Mahlzeit habe morden wollen? *Er verschob es*, sagt der Kläger, *bis auf den folgenden Tag: dann sollte auf der Burg Lucejum der Plan ausgeführt werden.* Ich sehe nicht ein, warum der Ort verändert werden musste: indessen wurde

doch dieser Umstand als sehr verdächtig erwähnt.

Cäsar, sagt der Kläger weiter, wollte sich nach Tische erleichtern <sup>\*)</sup>: man machte also Anstalt, ihn in das Badezimmer zu führen; denn da steckten die Auflauer. Aber jetzt rettete ihn sein guter Genius; er sagte: er wolle lieber in das Schlafzimmer gehn. Verdammter Flüchtling von Sclaven! du bist nicht nur ein niederträchtiger Schurke; vernunftlos und unsinnig bist du! Hatte denn der König eherne Statüen zum Aufpassen hingestellt, die

<sup>\*)</sup> Das *vomere post coenam*, diese brutale, aber, wie es scheint, den vornehmen Essern in Rom ziemlich gewöhnliche Operation, ist uns, nach unsern in diesem Stücke weit bessern Sitten, so ungeläufig, dass der Uebersetzer, der eine solche Plurasis sich nicht anders als durch das etwas wohlgezogenere aber freylich unbestimmte, *sich erleichtern*, zu verdeutschen getraut, einen Wink nöthig hat, damit, zum Besten des Originals, der bestimmtere Sinn nicht verfehlt werde.

aus dem Bade nicht in das Schlafzimmer gebracht werden konnten?

Das sind die criminellen Beschuldigungen über die meuchelmörderischen Anstalten. Denn weiter sagte der Kläger davon kein Wort. *Er sey aber, setzte er hinzu, Mitwisser dieser Anstalten gewesen.* So? der König war also so einfältig, daß er einen Menschen, dem er die Theilnahme an solch einem Bubenstücke anvertraut hatte, von sich entliess? daß er ihn sogar nach Rom schickte, wo er wußte, daß sein höchst erbitterter Enkel und C. Cäsar sich aufhielt, dem er nach dem Leben gestellt hatte, und der, wohl zu merken, sich auch in der Entfernung rächen konnte? — *Meine Brüder, sagte Kläger weiter, ließ der König in Ketten legen, weil auch sie um die That wußten.* Diese also, die er bey sich hatte, ließ er binden; und dich ließ er frey nach Rom gehen, da du doch dasselbe wußtest, was deiner

Versicherung zu Folge, jene auch wulsten?

(8) Der übrige Theil der Klage enthielt folgende zweyfache Beschuldigung. *Der König habe Sie, Cäsar, aus Feindseligkeit 1) immer beobachten lassen, und 2) eine grosse Armee gegen Sie gerüstet.* Ueber die Armee will ich mich ganz kurz erklären. Der König Dejotarus hat nie eine solche Mannschaft auf den Beinen gehabt, womit er gegen die Römische Republik hätte fechten können. Er hielt nur so viel Soldaten, als er brauchte, um seine Grenzen vor feindlichen Ausfällen und Räubereyen zu sichern, und im Nothfall unsere Feldherrn zu unterstützen. Sonst konnte er freylich stärkere Truppen unterhalten: jetzt kann er ja kaum ein kleines Chor bestreiten. — *Er schickte aber doch an einen gewissen Cäcilius, und ließ die dazu Beorderten, da sie nicht gehen wollten, in Ketten und Banden legen.* Ich frage hier nicht, ob es wahrschein-

lich sey, daß der König keine Leute weiter hatte, die er statt jener schicken konnte, oder daß die Beorderten sich zu gehen weigerten, oder daß Untergebene, die sich einem so wichtigen Befehle widersetzen, gebunden, und nicht vielmehr erdrosselt wurden. Ich frage nur: wußte der König, da er an Cäcilius schickte, kein Wort vom Siege, oder hielt er etwa den Cäcilius für einen so wichtigen Mann? — Der König, der unsere Leute sehr gut kennt, hielt von diesem Cäcilius, entweder weil er ihn kannte, oder weil er ihn nicht kannte, zuverlässig nichts. — *Die Reuter*, sagt der Ankläger, *die der König geschickt habe, wären sehr schlecht gewesen.* Freylich keine frisch angeworbenen, und nicht solche wie die Ihrigen, Cäsar: aber er wählte sie doch aus seinen vorräthigen Truppen heraus. — Führt der Ankläger noch an, *einer von diesen Reutern wäre für einen Sclaven erkannt worden*, so entscheide ich nichts; ich habe nichts

gehört. Gesetzt aber auch es wäre wahr, so hatte meines Erachtens der König gewiss keine Schuld daran.

(9) Der König soll feindselig gegen Sie gesinnt gewesen seyn. Wie so? hoffte er etwa, Ihr Abmarsch von Alexandrien werde wegen der ungünstigen Lage des Landes, und wegen des Flusses unglücklich ablaufen? Er streckte aber doch eben damals Geld vor; versah die Armee mit Lebensmitteln; ließ es Ihren Commandanten in Asien an nichts fehlen, und behandelte Sie, nachdem Sie gesiegt hatten, nicht nur als Gastfreund, sondern wagte sich auch mit Ihnen in jede Gefahr, und selbst mitten auf das Schlachtfeld. — Es folgte der Afrikanische Krieg; man hörte hin und wieder viel Nachtheiliges von Ihrer Lage sprechen; und diese Gerüchte setzten auch den tollen Cäcilius in Bewegung. Wie benahm sich aber damals der König gegen Sie? Er verauctionirte, und wollte lieber sich arm machen, als Ihnen kein Geld vorstrecken. *Gleich-*

wohl, sagt der Kläger, schickte er zu eben der Zeit Leute nach Nicaea und Ephesus, die die Afrikanischen Nachrichten auffangen, und ihm schnell hinterbringen mussten. Wie er also gehört hätte, Domitius wäre mit seinem Schiffe versunken, und Sie würden in Ihrem Castell belagert, so hätte er einen griechischen Vers gesagt, der so viel bedeutete, wie der bekannte lateinische:

*pereant amici, dum una ini-  
mici intercidant.*

Gesetzt auch, der König wäre Ihnen todtfeind gewesen, diesen Vers hätte er doch zuverlässig nicht ausgesprochen. Dazu war er zu sanftmüthig, und der Vers zu grausam. Wie konnte er aber, wenn er Ihnen feind war, Freund des Domitius seyn? Und warum hätte er Ihnen feind seyn sollen, da er ja nicht vergessen haben konnte, daß Sie, anstatt ihm nach Kriegsrecht das Leben zu nehmen, ihm und seinem Sohne die Königswürde bestätigten.

Nicht genug: der Niederträchtige  
geht noch weiter. *Dejotarus habe  
sich*, sagt er, *für Freude über jene  
Neuigkeiten einen Rausch getrunken,  
und bey der Tafel nackend getanzt.*  
Welches Kreutz ist für einen solchen  
Schurken von Slaven marternd genug!  
Wer sahe jemals den Dejotarus als Mi-  
mus, oder betrunken? Dieser König  
besitzt jede grose königliche Eigen-  
schaft, und Ihnen, Cäsar, ist das ge-  
wiß nicht unbekannt: aber ganz vor-  
züglich ist ihm ein bewunderungswürdi-  
ger Grad von Frugalität eigen. Ich  
weiß zwar, daß man in Lobreden auf  
Könige von diesem Worte gewöhnlich  
keinen Gebrauch macht. Frugal zu  
seyn, giebt für einen König eben kein  
sonderliches Lob. Man nenne ihn  
tapfer, gerecht, strenge, ernst, hoch-  
herzig, freygebig, mildthätig, herabblas-  
send: das sind Königstugenden; jene ist  
nur eine bürgerliche. Denke man da-  
von was man wolle. Ich meines Orts  
halte Frugalität, das heifst, Sittsamkeit

und Mäsigkeit, für eine sehr erhabene Tugend. Sie ist dem Dejotarus von seiner frühesten Jugend an eigen, und ganz Asien, unsere Magistratspersonen und Legaten, und alle in Asien negozierende Römische Ritter haben Erfahrungen davon gemacht. Gross war die Stufenleiter von Verdiensten um unsere Republik, worauf er sich bis zur königlichen Würde emporschwang. Allein, so oft er von Kriegsgeschäften für den römischen Staat frey war, mischte er sich in unsere Bürgerfamilien als Gesellschafter, als Freund, und als innigster Theilnehmer an jeder Angelegenheit. Er galt nicht blos für einen vornehmen Tetrarchen, sondern auch für einen braven Hausvater, und für einen sehr geschickten und fleisigen Landwirth. Dieser Mann also, der sich schon als Jüngling, und ehe er noch im Besitze seines gegenwärtigen Ruhms war, immer durch Sittsamkeit und edle Gesetzmässigkeit auszeichnete, dieser Mann soll bey der allgemeinen Achtung, die er genießt,

und in seinem jetzigen Alter, die Rolle eines Mimus gespielt haben? Nein, Castor, Sie hätten lieber dieses Ihres Grosvaters Sitten und Betragen nachahmen sollen, anstatt ihn, diesen ehrwürdigen und geachteten Mann, aus dem Munde eines treulosen Slaven schmähen zu lassen. Und wäre auch Ihr Grosvater ein Mimus gewesen, wäre er auch der Mann nicht, den man als Muster der Tugend und Sittsamkeit anführen könnte, so würde doch Ihre Schmähung auf seine Jahre nicht passen. Geschicklichkeiten, die er von Jugend auf geübt hatte, ich meine nicht etwa als Mimus zu tanzen, sondern gut zu fechten und zu reiten, hatten ihn bereits in seinem höhern Alter verlassen. Daher man sich oft gewundert hat, wie sich der Greis noch auf dem Pferde halten konnte, auf welches er von mehreren Personen gehoben werden musste.

Aber der junge Castor, der in Cilicien unter mir, und in Griechenland mit mir zusammen diente, wie benahm

sich der? Als er dort in unserer Armee unter den Reutern, die sein Vater nebst ihm dem Pompejus zugeschickt hatte, einherritt, wie suchte er da nicht Aufsehen zu erregen! wie gebehrdete er sich! wie drängte er sich vor! welche Mühe gab er sich, jeden andern an Eifer und Enthusiasmus für seine Parthey zu übertreffen! Die Armee gieng verloren. Ich hatte immer zum Frieden gerathen: nach dem Pharsalischen Treffen rieth ich, die Waffen nicht nur niederzulegen, sondern auch auf immer liegen zu lassen. Aber den Castor konnte ich nie auf meine Seite bringen, weil er theils selbst enthusiastisch für den Krieg eingenommen war, theils auch den Wunsch seines Vaters befriedigen wollte. Die Familie ist daher in der That beneidenswerth, daß sie für ihr Betragen nicht nur nicht bestraft worden ist, sondern auch noch das Privilegium, Anklagen zu fertigen, erlangt hat. Dejotarus hingegen ist zu bedauern, daß er sich von einem Theil-

nehmer seiner Parthey, von einem Verwandten, und im Hause Cäsars muß anklagen lassen. Kann sich Castor und seine Familie nicht an ihrem Glücke begnügen, ohne ihre Anverwandten unglücklich zu machen?

(11) Wir wollen Ihre Feindschaft gegen Dejotarus nicht rügen: wiewohl sie freylich nicht hätte Statt finden sollen. Denn Dejotarus war es, der Ihre vorher ganz unbekannte Familie aus ihrem Dunkel ans Licht hervorzog. Wer wußte etwas von Ihrem Vater, ehe man ihn als den Schwiegersohn von Dejotarus kannte? Eure Verachtung gegen die Verhältnisse einer solchen Verwandtschaft ist allerdings äuserst schnöde und unedel: indessen konntet ihr ja immer nach der gewöhnlichen Weltsitte euern Groll fortsetzen. Mußtet ihr aber diesen Verwandten mit erdichteten Beschuldigungen verfolgen? mußtet ihr ihm nach dem Leben trachten? mußtet ihr ihn als einen Capitalverbrecher anklagen? Doch es sey: selbst diesen hohen

Grad von Erbitterung und Lieblosigkeit wollen wir euch nicht zur Last legen, Müsst ihr aber die allgemeinsten Ansprüche auf Lebensgenuss und öffentliche Sicherheit, müsst ihr alle Rechte der Menschheit mit Füßen treten? Einen Sclaven aufreiten, durch Vorspiegelungen und Versprechungen bestechen, aus fremden Diensten locken, und gegen seinen Herrn wafnen, das heißt, nicht einem einzelnen Verwandten, sondern allen Bürgerfamilien den schändlichsten Krieg ankündigen. Denn wenn eine solche Sclaven - Bestechung nicht nur unbestraft bleiben, sondern auch durch einen Beyfall, wie der gegenwärtige ist, begünstigt werden soll, dann können uns keine Mauern, keine Gesetze, keine Rechte Sicherheit mehr gewähren. Kann das, was sich in unserer geheimsten Mitte befindet, und im vorzüglichsten Sinne unser ist, ungestraft hervorbrechen, und gegen uns kämpfen, dann wird der Herr zum Sclaven, und der Sclave zum Herrn. Ach,

wie haben sich die Zeiten und die Sitzen geändert! Cn. Domitius — ich habe ihn in meiner frühen Jugend noch als Consul, als Censor, als Pontifex Maximus gekannt — forderte als Tribun den M. Scaurus, einen unserer bedeutendsten Bürger, vor das öffentliche Staatsgericht. Ein Sclave von Scaurus schleicht sich heimlich zu ihm, und erbietet sich, er wolle ihm noch manches schlechte Stückchen von seinem Herrn entdecken. Was thut Domitius? Er lässt den Kerl fassen, und an seinen Herrn ausliefern. Bemerken Sie, den Unterschied, Castor! wiewohl ich Sie mit einem Domitius billiger Weise wohl nicht in Vergleichung setzen sollte. Doch es sey. Domitius liefert den Sclaven an seinen Feind aus; Sie entwenden ihn ihrem Grosvater. Domitius wollte nicht einmal einen unbestochenen Sclaven anhören: und Sie bestechen den Sclaven. Domitius wies einen Sclaven ab, der ihm gegen seinen Herrn Dienste leisten wollte; und Sie

brauchen ihn sogar als Ankläger. Oder wurde dieser Sclave etwa nur ein einzigesmal von Ihnen bestochen? Flüchtete er nicht, nachdem er seine Aussage geleistet, und Ihnen seine Dienste gethan hatte, zu den Legaten des Dejotarus zurück? kam er nicht auch zum Domitius? bekannte er nicht hier in Gegenwart des T. Torquatus und Serv. Sulpicius, der eben jetzt bey Domitius speisete, er sey von Ihnen bestochen, und durch Versprechungen zu diesem Bubenstücke verleitet worden? Welch ein schamloses, grausames, und über alle Mase unmenschliches Betragen! Wandten Sie sich deswegen in diese Stadt, um in ihr Unschuld und Sittsamkeit zu zerstören, und mit Ihrer Familien - Lasterhaftigkeit die Tugend unserer Bürger zu vergiften?

(12) Wie sinnreich hat man doch die Beschuldigungen zusammengelesen! Selbst ein Blesamius, der rechtschaffensteinste Mann von der Welt, den Sie hingänglich kennen, Cäsar, muss unserm

Ankläger zu Ihrer Schmach seinen Namen hergeben. *Blesamius* \*), heisst es in der Klage, schrieb oft an den König, Sie wären in schlechtem Rufe, Sie würden für einen Tyrannen gehalten, das Publikum habe an Ihrer unter den Königen aufgestellten Statue viel Aergerniss genommen, und man applaudire Ihnen nicht mehr. — Merken Sie nicht, Cäsar, daß das alles Wiederholungen von Stadtgesprächen Ihrer Feinde sind? Blesamius sollte den Cäsar als Tyrannen aufführen? Er hatte wohl so viel Bürger - Köpfe springen gesehen? hatte wohl eine Menge Bürger auf Cäsars Befehl mishandeln, peitschen, töden, Häuser stürzen und zerstören, das Forum von bewaffneter Mannschaft besetzt gesehen? O! seitdem Sie Sieger sind, haben wir nichts von alle dem erfahren, was wir bey jedem ähnlichen Siege erfahren haben. Sie,

\*) Ein Freund und Legat des Königs, der ihm diese Umstände von Rom aus geschrieben haben sollte.

Cäsar, sind der einzige Sieger, unter welchem kein unbewaffneter Mensch gefallen ist. Und den Mann, den wir freye, im Schoose der höchsten Staatsfreyheit geborne Menschen, nicht nur für keinen Tyrannen, sondern auch für den menschenfreundlichsten Sieger erkennen: diesen Mann sollte der in einem monarchischen Staate lebende Blesamius für einen Tyrannen halten können?

Welcher Mensch sollte ferner an einer Statue von Cäsar, und nur an einer einzigen Aergerniß nehmen, da ihm ja deren so viele vor die Augen kommen? Sollen wir den Mann, dessen Trophäen wir verehren, um eine Statue beneiden? Oder, wenn etwa der Ort diesen Neid veranlassen soll, giebt es für eine Statue wohl eine ehrwürdigere Stelle als die Rostra \*)?

\*) Also auch hier, in der Nähe der Rostra auf dem Forum, stand eine Statue Cäsars. Es ist ein feiner Kunstgriff, womit der Redner die Unzufriedenheit des Publikums mit dem

Auf den Punkt des Applaudirens kann ich nichts weiter antworten, als dass diese Ehrenbezeugung Ihnen nie Bedürfniss war, dass sie zuweilen durch das sichtbarste Gefühl von bewundernder Hochachtung gegen Ihre Person unterdrückt, oder auch vielleicht blos deswegen unterlassen wurde, weil man alles Gewöhnliche und Gemeine für Ihrer unwürdig halten muss.

(13) Uebergangen habe ich bisher nichts: nur aufgespart habe ich etwas für den Schlufstheil meines Vortrags. Dieses Etwas ist von der Art, dass es mich heute die Vollendung Ihrer Aussöhnung mit Dejotarus hoffen lässt. Ich befürchte jetzt nicht mehr, dass Sie auf den Dejotarus zürnen. Ich besorge vielmehr, dass Sie ihn im Verdacht haben, er sey unzufrieden mit Ihnen.

Standorte der Statue Cäsars blos aus einem gewissen Neide erklärt, da doch eigentlich der bedenkliche Umstand, dass die Statue unter den so verhassten Königen stand, die Quelle jener Unzufriedenheit war.

Allein davon ist er, glauben Sie mir, Cäsar, weit entfernt. Er denkt blos daran, was er durch Sie gerettet, und nicht, was er verloren hat. Er hält Ihre Behandlung für keine entehrende Strafe. Er wußte, wie viel Sie an so manche Personen zu leisten haben, und weigerte sich daher um so viel weniger, Ihnen einen Beytrag dazu zu liefern, da er sich ja zur Parthey Ihrer Feinde gehalten hatte. Als der König Antiochus, vom Scipio überwunden, den Taurus zur Grenze seiner Herrschaft angewiesen bekam, und den ganzen Theil von Asien, der jetzt unsere Provinz ist, verloren hatte, soll er gesagt haben, die Römische Republik habe es sehr gut mit ihm gemeint, daß sie ihm die Last einer zu ausgebreiteten Regierung abgenommen, und ein eingeschränkteres Gebiete angewiesen habe. Konnte das Antiochus sagen, so kann sich Dejotarus noch weit leichter trösten. Denn jener büßte für seinen Stolz, dieser nur für einen Irrthum.

Dejotarus hat Ihnen alles zu danken, indem Sie ihm und seinem Sohne den Besitz der Königswürde vergönnt haben. Kann er diese auch ferner behaupten, dann wird er jede von der Republik ihm jemals verliehene Würde, und den Beyfall des Senats, in ihrem ganzen bisherigen Umfange zu besitzen glauben. Er hat Muth und Kraft genug, um nie weder seinen Feinden, noch dem Schicksale unterzuliegen. Er glaubt durch sein bisheriges Betragen sich ein Eigenthum erworben zu haben, und in seinem Kopfe und Herzen einen Schatz zu besitzen, den er auf keine Weise verlieren kann. Denn welches Misgeschick, welcher noch so ungünstige Zufall, welche noch so kränkende Erfahrung könnte die Urtheile vernichten, die von jeher alle Imperatoren über den Dejotarus gefällt haben? So viel ihrer in Asien, Cappadocien, Pontus, Cilicien, Syrien, Krieg führten, alle haben von ihm, seitdem seine Jahre ihm den Dienst im Felde verstat-

teten; auf das ehrenvolleste geurtheilt. Und wie könnte jemals die Zeit alle die ehrenvollen Aeuserungen des Beyfalls austilgen, die der Senat ihm an den Tag gelegt, und durch schriftliche Aufzeichnung in das Archiv des Staats verewiget hat?

Was soll ich von den vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens, von seiner Seelengröße, von der Würde und Festigkeit seines Chāracters sagen? Eigenschaften, die die größten Philosophen als die höchsten, oder auch wohl als die einzigen begehrenswürdigen Güter, anerkannt, und zugleich für die Quelle aller menschlichen sowohl äußern als innern Glückseligkeit gehalten haben.

(14) Bey dem Bewußtseyn dieser Vorzüge und dem unablässigen Andenken an dieselben, hegt er nicht nur keine feindseligen Gesinnungen gegen Sie, (dies würde undankbar, ja sogar unvernünftig seyn), sondern er glaubt auch den Genuß seines ruhigen Alters

blos Ihrer schonenden Güte schuldig zu seyn. So dachte er bisher immer, und ich zweifle nicht, daß Ihr Brief, den Sie von Tarraco durch den Blesamus an ihn abgelassen, und wovon ich eine Abschrift gelesen habe, seinen Muth noch mehr gestärkt, und ihn von aller möglichen Besorgniß befreyst haben wird. Sie sagen ihm in diesem Briefe, er solle alles gute hoffen, er solle Muth fassen; und ich weiss aus eigner Erfahrung, daß sie so etwas nicht umsonst schreiben. Ich erinnere mich, daß Sie einst in denselben Ausdrücken an mich schrieben, und daß ich in den günstigen Erwartungen, wozu Sie mich ermunterten, nicht getäuscht wurde. Mir liegt allerdings der König Dejotarus ganz vorzüglich am Herzen. Der Staat verschafte mir seine Freundschaft: er wurde durch wechselseitige Beystimmung unserer Herzen mein Gastfreund: der tägliche Umgang mit ihm machte mich zu seinem Vertrauten; und meine innigste Verbindung mit ihm wurde

durch seinen gegen mich und meine Armee bewiesenen Diensteifer bewirkt. Allein eben so nahe geht mir das Schicksal so vieler anderer achtungswürdiger Männer. Auch diesen sollten Sie auf immer verziehn haben. Ihre Güte sollte niemanden zweifelhaft vorkommen: unsere Unruhe sollte endlich einmal ganz verschwinden, und kein von Ihnen beruhigter sollte jemals wieder einige Besorgnisse gegen Sie fassen können.

Ich habe jetzt, (wie in ähnlichen gefahrvollen Verhältnissen zu geschehen pflegt) nicht nöthig, Cäsar, die Beredsamkeit zur Erregung Ihres Mitleids aufzubieten. Nein Sie sind gewohnt, jedem Hülfesbedürftigen, jedem Unglücklichen damit entgegen zu kommen, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten. Stellen Sie sich den König und seinen Sohn im Geiste vor, da Sie beyde nicht mit Augen sehen können. Gewiß Sie werden dann an die Stelle des Unwillens die Barmherzigkeit treten

lassen. Es giebt der Denkmale Ihrer Milde sehr viele; nichts aber beweist sie stärker, als das dauernde Glück aller derer, die Sie beglückt haben. Und wenn solche auch nur an den gemeinsten Bürgern gestiftete Denkmale gepriesen zu werden verdienen, wie weit rühmlicher muss ihre Stiftung an Königen seyn. Die Königswürde ist uns immer heilig gewesen, aber am heiligsten dann, wenn Könige unsre Bundesgenossen und Freunde waren. Dejotarus fürchtete diese Würde durch Ihren Sieg zu verlieren: allein Sie haben ihm dieselbe erhalten und von neuem begründet, und ich bin überzeugt, er wird sie auf seine Nachkommen fortpflanzen. Die königlichen Legaten, Hieras, Blesamius, Antigonus, die Sie und wir alle schon längst kennen, ingleichen der eben so rechtschaffene und brave Dorylaus, der zuletzt mit Hieras als Legat bey Ihnen erschien, lauter Freunde des königlichen Hauses, und, wie ich hoffe, auch von Ihnen geschätz-

te Männer, bieten für die Begnadigung ihres Königs sich selbst Ihnen zum Eigenthume an. Untersuchen Sie, ob Blesamius nur ein Ihrer unwürdiges Wort an den König geschrieben hat. Hieras nimmt alles auf sich, und unterwirft sich an Königs Statt den Beschuldigungen der Ankläger: er beruft sich auf Ihr so glückliches Gedächtniss: er betheuert, er habe sich in der Tetrarchie des Dejotarus nie einen Fuß breit von Ihnen entfernt: er habe Sie vielmehr vom Anfange bis zum Ende begleitet: er sey mit Ihnen gewesen, da Sie sich aus dem Bade verfügt, da Sie die Geschenke nach der Mahlzeit in Augenschein genommen, und sich ins Cabinet zur Ruhe gelegt hätten; und eben so sey er Ihnen den Tag darauf nicht von der Seite gekommen. Sollten die gegen Dejotarus vorgebrachten Beschuldigungen Grund haben, so will er von Ihnen als der Verbrecher behandelt seyn. Bedenken Sie also, Cäsar, daß Ihr Urtheil heute das könig-

Jiche Haus entweder mit Schande und Elend beladen, oder mit Glück und Ehre erfreuen werde. Um das erstere zu wünschen, dazu sind unsere Ankläger grausam genug. Allein Sie sind zu mild und zu gnädig, um das letztere nicht ins Werk setzen zu wollen.

Im ~~Tempel~~ ~~des~~ ~~Minervae~~ ~~am~~ ~~Forum~~ ~~Caesaris~~ ~~erst~~ ~~am~~ ~~10.~~ ~~Jan.~~ ~~14. 44~~  
Im ~~Tempel~~ ~~des~~ ~~Minervae~~ ~~am~~ ~~Forum~~ ~~Caesaris~~ ~~erst~~ ~~am~~ ~~10.~~ ~~Jan.~~ ~~14. 44~~  
IV.  
Dankrede  
an Cäsar für M. Marcellus,  
im Senate gehalten.

Heute, ehrwürdige Senatoren, mache ich dem langen Stillschweigen \*) ein Ende, wozu ich mich in den bisherigen Verhältnissen, nicht aus Verzagtheit, sondern theils aus Bekümmerniß, theils aus Beschämung entschlossen hat-

\*) Cicero hatte aus Mismuth über seine durch den bürgerlichen Krieg herbeygeföhrten ungünstigen Verhältnisse beschlossen, im Senate nicht mehr als Redner zu sprechen, und in solchen Fällen ein tiefes Stillschweigen zu beobachten. Das unerwartet schoenende Betragen Cäsars gegen ihn, gegen den Staat und Marcellus änderte jenen seinen Entschluß um. Vergl. Epist. ad Div. 4, 4, wo er an Sulpicius schreibt: Statueram, non mehercule inertia, sed desiderio pristinae dignitatis, in perpetuum tacere. Fregit hoc meum consilium et Caesaris magnitudo animi, et senatus officium.

te, und fange wieder an, Ihnen, wie sonst, meine Wünsche und Gesinnungen zu eröffnen. Eine Milde von dieser Gröse, eine so ungewöhnliche und unerhörte Gnade, eine neben dem uneingeschränktesten Machtgefühl so unerschütterliche Mäsigung, eine so über grosse und fast übermenschliche Weisheit, konnte ich unmöglich mit Stillschweigen bemerken. M. Marcellus ist Ihnen, würdige Senatoren, ist dem Staate wieder zurückgegeben, und dadurch ist nicht nur ihm, sondern auch mir der freye Gebrauch unserer Sprache und des Einflusses, womit wir bisher zu Ihrem und des Staats Besten wirkten, von neuem wieder erstattet. Es schmerzte und bekümmerte mich zu sehen, daß dieser würdige Mann, der keine andern Grundsätze hegte, als die ich auch gehegt hatte, jetzt dennoch weniger, als ich, vom Glücke begünstigt sey. Ich konnte mir es kaum als möglich denken, und es dünktet mir unerträglich, daß ich mich wieder in

meinem alten Wirkungskreise befinden sollte, ohne die Verbindung und Begleitung des Mannes zu geniessen, der immer so nahen Antheil an meinen Entschliessungen und Anstrengungen genommen hatte. Sie also, Cäsar, haben nicht nur mir meine vorige, bisher unzugängliche, Laufbahn, sondern auch den Mitgliedern dieser Versammlung eine Aussicht geöffnet, die zu den schönsten Hoffnungen für das Glück der Republik berechtigt. Denn dass es Ihnen weit wichtiger war, den Wunsch des Senats zu erfüllen, und das Beste des Staats zu befördern, als Proben Ihrer Empfindlichkeit oder Ihres Misstrauens zu geben, davon bin ich nicht nur durch mehrere Beispiele, und vorzüglich durch mein eigenes überzeugt worden, sondern wir haben es auch jüngst alle an dem Marcellus erfahren, den Sie, aller laut geäuserten Unzufriedenheit mit seinem Betragen ungeachtet, dem Senate und der Republik wiedergegeben haben. Gewiss konnte Mar-

cellus für die ganze Summe seiner Verdienste keine schönere Belohnung erwarten, als die ihm heute durch den einmütigen Beyfall des Senats, vorzüglich aber durch Ihre so ehrenvolle Entschließung wiederfahren ist; und da Ihre Wohlthat dem Empfänger so viel Ehre erworben hat, so können Sie leicht einsehen, zu welch einem Lobe sie dem Geber gereichen müsse. Marcellus ist in der That beneidenswürdig, daß die allgemeine Freude des Publikums über seine Zurückkunft, den frohen Empfindungen seines eigenen Herzens an Größe und Innigkeit nicht nachsteht. Allein er verdient auch dieses Glück ganz. Denn wer sollte ihm in Hinsicht auf Adel der Geburt und des Herzens, oder auf wissenschaftliche Kenntnisse, oder auf Rechtschaffenheit, und irgend eine andere vortreffliche Eigenschaft den Rang streitig machen können?

(2) Es kann keinen Redner oder Geschichtschreiber von so grossen Fä-

higkeiten des Geistes und von einer solchen Stärke der Beredsamkeit geben, dass er im Stande wäre, Ihre Thaten, Cäsar, ich will nicht sagen, schön und würdig zu schildern, sondern nur vollständig aufzuzählen. Aber ich behauptete, mit Ihrer Erlaubniß, demungeachtet, dass die Ehre, welche Ihnen diese Thaten machen, nicht gröser ist, als das Verdienst, das Sie sich heute erworben haben. Es ist oft ein Gegenstand meiner einsamen Betrachtung und meiner gesellschaftlichen Unterredungen, dass alles, was theils unsere Imperatoren, theils Feldherrn auswärtiger mächtiger Nationen, oder berühmte Fürsten jemals groses und vorzügliches geleistet haben, mit Ihren Grossthaten weder in Rücksicht des Kraftaufwandes, den es Ihnen kostete, noch der Anzahl gelieferter Treffen, noch der Abwechselung des Wirkungskreises, noch der Schnelligkeit womit gehandelt wurde, noch auch in Rücksicht der Manichfaltigkeit der Veranlassungen zum

Kriege, verglichen werden könne; und dass wenigstens noch nie ein Sterblicher im Stande gewesen sey, die entlegensten Gegenden mit der Geschwindigkeit nur zu bereisen, womit Sie Ihre Triumphe in denselben gefeyert haben. Ich müßte unsinnig seyn, wenn ich das alles nicht für sehr grosse, und beynahe alle Vorstellung übersteigende Kraftäuserungen halten wollte. Allein es giebt deren doch noch wichtigere. Von den militärischen Verdiensten pflegen wenigstens manche Personen ziemlich verächtlich zu sprechen; und dem gemeinen Soldaten keinen geringern Antheil daran, als dem Feldherrn selbst zuzueignen. Und freylich kömmt auf tapfere Soldaten, auf einen günstigen Standort, auf Unterstützung fremder Truppen, auf Zufuhr von Lebensmitteln im Kriege gewiss sehr viel an. Oft thut das Glück die beträchtlichsten Dienste, und verlangt, dass man die günstigsten Ereignisse ganz allein seinem Einflusse danke. Allein

den Ruhm, den Sie sich heute erworben haben, dürfen Sie mit niemanden theilen. Er ist in seinem ganzen grossen Umfange, den er wirklich hat, gänz der Ihrige. Auf ihn macht weder ein Officier, noch eine Schwadrone Anspruch. Selbst das Glück, diese grosse Gebieterin der Menschheit, tritt, seines Antheils sich begebend, bescheiden zurück, und spricht Ihnen jenen Ruhm als Ihr alleiniges Eigenthum zu. Denn der Zufall paaret sich nie mit der Weisheit, und nie macht der Verstand mit dem blinden Ohngefähr gemeine Sache.

(3) Sie haben wilde, zahllose, in den entlegensten Gegenden zerstreute, mächtige Nationen bezwungen. Indessen liegt es doch in der Natur der Sache, dass Nationen besiegt werden können. Denn welche noch so ungeheuere menschliche Macht vermag der zerstörenden Kraft des Schwerdes zu widerstehen? Aber über sein eigenes Herz gebieten, empörte Leidenschaften

bezähmen, mit schonender Güte die Rechte des Siegers handhaben, seinen Feind, der sich durch Adel der Geburt nicht weniger, als durch Vorzüge des Kopfes und des Herzens auszeichnet, nicht nur aus dem Staube, sondern auch noch auf eine höhere Stufe der Ehre, als wo er bisher stand, emporheben, wer das kann, für den finde ich selbst einen Platz unter den größten Männern der Nation zu schlecht, den setze ich der Gottheit an die Seite. Ja, Cäsar, die Verherrlichung Ihrer Kriegsthaten wird unter uns, und unter allen Nationen der Erde Schriftsteller und Redner beschäftigen. Nie wird der bewundernde Ruf Ihres Ruhmes verhallen. Jedoch findet bey Vorzügen dieser Art der Nachtheil statt, daß man sich auch beym Lesen derselben durch den Gedanken an Feldgeschrey und Waffengeräusch in seiner Bewunderung gewissermasen gestört und zurückgesetzt fühlt. Hingegen wenn wir hören oder lesen, daß ein Mensch,

selbst unter "Aufwallungen" des Zornes, wo vernünftige Entschliessungen so schlecht gedeihen, und im stolzen übermuthigen Gefühl seiner Sieger - Ansprüche, demungeachtet ein Betragen äusserte, welches nur Güte, Sanftmuth, Billigkeit, und ruhige Vernunft ankündigt, dann fühlen wir uns gegen diesen Menschen, wäre auch alles nur erdichtet, zum innigsten Enthusiasmus entflammt, dann können wir ihn lieben; ohne ihn je mit Augen gesehen zu haben. Und Sie Cäsar, den wir hier gegenwärtig erblicken, in dessen Seele und Herzen wir so deutlich als im Angesichte lesen, wie sollen wir Sie würdig genug rühmen, mit welchen Gesinnungen und Empfindungen sollen wir Ihnen danken, dass Sie das Gute, was uns der Krieg nicht geraubt hat, uns zu erhalten entschlossen sind? Diese Mauern, ja, bey Gott, Cäsar, die Mauern dieser Curie, scheinen Ihnen danken zu wollen, dass in ihrer Mitte sich nun bald wieder jener Glanz zeigen

wird, der sonst den Mitgliedern dieser Versammlung eigen war.

(4) Beym Anblick der Thränen, womit der würdige C. Marcellus seine brüderlichen Gesinnungen so schön beurkundete, dachte ich sehr lebhaft an die Familie Marcelli zurück. Sie, Cäsar, haben jetzt, durch die Begünstigung des M. Marcellus, die Ehre jener Edlen im Grabe gerettet, und eine der berühmtesten Familien, die bereits nur noch in wenigen Mitgliedern lebt, der Vernichtung entrissen. Sie müssen daher den heutigen Tag allen Ihren noch so glanzvollen und zahllosen Siegesfesttagen weit vorziehen: Was Sie jetzt gethan haben, ist ganz ihr eigenes Werk. Ihre übrigen Thaten sind nicht minder gross; aber sie erforderten mehrere unter Ihrer Anleitung wirkende Mitarbeiter. Jetzt sind Sie der grosse Anfänger und Vollender allein. Ihre Trophäen und Denkmale wird die Zeit vernichten: denn welches Werk menschlicher Hände geht nicht endlich einmal durch den

3. Theil.

R

verzehrenden Einfluss der Zeit zu Grunde. Aber täglich wird es schöner aufblühen, das Andenken an diese Ihre Gerechtigkeit und Sanftmuth, und die Zeit wird an Ihrem Ruhme ersetzen, was Sie den Denkmälern Ihrer Thaten raubt. Schon lange siegten Sie durch Sanftmuth und Milde über alle bisherige Sieger in Bürgerkriegen: aber heute haben Sie sich selbst besiegt. Ich füge einen Gedanken hinzu, von welchem ich befürchte, daß er durch meinen Ausdruck die Deutlichkeit verlieren werde, die er in meiner Seele hat. Ich behaupte, Sie haben über den Sieg selbst gesiegt, indem Sie Ihren überwundenen Feinden seine Forderungen erlassen haben. Wir alle konnten als Ueberwundene kein anderes Loos als den Tod erwarten: nur Ihrer Gnade verdanken wir es, daß wir noch leben. Sie sind daher der einzige unüberwindliche, da Sie es sogar in ihrer Gewalt hatten, dem Siege seine gültigsten Rechte und Ansprüche zu verleiden.

(5) Bemerken Sie nun aber auch, Senatoren, die ausgebreitete Wirksamkeit dieses ganzen Cäsarianischen Verfahrens. Keiner von uns, die wir das Unglück hatten, an diesem unseligen Staatskriege Theil nehmen zu müssen, darf sich von der Schuld, gefehlt zu haben, gänzlich freysprechen: aber von dem Verdachte, als Verbrecher gehandelt zu haben, sind wir doch gänzlich befreyt. Denn indem Cäsar den M. Marcellus, auf Ihre Bitte, dem Staate wieder einverleibte: indem er mich, und alle die verdienten Männer, die Sie hier so zahlreich versammelt sehen, wieder in ihren vorigen Wirkungskreis setzte, und dem Vaterlande zurückgab: so beurkundete er dadurch, dass er keine Staatsfeinde in die Curie zurückgeführt habe, und dass es nicht Grausamkeit oder Rachsucht, sondern grösstentheils Unwissenheit, und grundlose täuschende Furcht gewesen sey, welche manchen zur Theilnahme an dem Bürgerkriege verleitete. Ich wenigstens

habe während dieses Krieges immer Gesinnungen des Friedens geäusert, und immer kränkte michs, daß man nicht nur keinen Frieden wollte, sondern auch den Vorstellungen friedeliebender Bürger nie Gehör gab. Ich habe weder diesen, noch irgend einen andern Bürgerkrieg jemals begünstigt. Immer habe ich mich für Ruhe und Frieden, nie für Streit und Waffen erklärt. Meine Anhänglichkeit an Pompejus hatte nicht Absichten gegen den Staat, sondern nur Privat - Verbindlichkeiten zum Grunde. Weit entfernt, mich für diesen Krieg zu interessiren, verzweifelte ich vielmehr immer an den wohltätigen Folgen desselben, und überließ mich, gleichsam mit Wissen und Willen, den Gefahren, die mir den Untergang droheten: so stark war das Gefühl der Dankbarkeit, wozu ich mich gegen diesen Mann verbunden glaubte. Ich habe daraus auch nie ein Geheimniß gemacht. Noch ehe die Sache gefährlich stand, habe ich in dieser Ver-

sammlung oft für den Frieden gesprochen: und selbst während des Krieges habe ich dieselben Gesinnungen mit Gefahr meines Glücks und Lebens zu äussern nicht unterlassen. Kein Vernünftiger wird die Absichten, welche Cäsar bey diesem Kriege hatte, nun unerklärbar finden, wenn er bemerkt, dass Cäsar gerade die Freunde des Friedens so schnell begünstigte, und sich gegen die Kriegerischgesinnten erklärte. Wäre das Gefecht weniger entscheidend, und der Sieg zweydeutig ausgefallen, dann würde ein Betragen dieser Art sehr natürlich seyn. Wer aber, als erklärter Sieger, Freunde des Friedens mit Wohlwollen behandelt, der giebt doch gewiss deutlich zu verstehen, dass er sich lieber des Streites überhoben zu seyn, als zu siegen gewünscht habe.

(6) Ich kann die Gesinnungen des Marcellus bezeugen. Wie überhaupt in jedem friedlichen Verhältnisse, so stimmten auch unsere beyderseitigen Urtheile über diesen Krieg immer vollkommen

überein. Wie oft bin ich nicht gerührter Zeuge von den bangen Besorgnissen gewesen, die er theils über das stolze Betragen gewisser Personen, theils über die traurigen Folgen des Sieges äusserte. Bey solchen Erfahrungen muß uns Ihre Sanftmuth, Cäsar, um desto schätzbarer seyn. Denn jetzt ist nicht die Frage, wer Recht hatte, sondern was der Sieg auf der einen oder der andern Seite für Folgen gehabt habe. Sie, Cäsar, ließen die Wirkungen Ihres Sieges nicht länger dauern, als das Gefecht selbst dauerte: in der Stadt kam uns kein blöser Degen vor die Augen. Was wir von Bürgern verloren haben, das gieng im Getümmel des Schlachtfeldes, kein einziger aber durch den zerstörenden Einfluß des Sieges verloren; und es darf niemand daran zweifeln, daß Cäsar, da er jetzt so viel Besiegte rettet, als in seinem Vermögen steht, manchen, wo möglich, auch wieder in das Leben zurückrufen würde.

Von der andern Parthey sage ich weiter nichts, als, dass wir immer befürchteten, ihr Sieg würde sich durch sehr harte Wirkungen äussern. Es gab Leute, die nicht nur den Bewafneten, sondern selbst Neutralgesinnten damit droheten, und erklärten, man werde nicht darnach fragen, wie einer die Sache beurtheilt, sondern mit welcher Parthey er es gehalten habe. Wenn also die Götter bey dem Verhängnisse dieses so fürchterlichen und unseligen Krieges die Absicht hatten, Rom für irgend ein Verbrechen damit zu strafen, so müssen sie nun entweder versöhnt, oder des weitern Strafens müde gewesen seyn, da sie den Mann haben siegen lassen, auf dessen Gnade und Weisheit unsere Rettung beruhet. O freuen Sie sich, Cäsar, dieser so herrlichen Vorzüge! Freuen Sie sich Ihres Glückes und Ruhmes, aber vorzüglich auch der Vortrefflichkeit Ihres Charakters und Herzens, dieser schönsten Belohnung des Weisen! Sie werden die

frohe Zurückerinnerung an Ihre Heldenthaten, zwar oft auch Ihren grossen Eigenschaften, aber grösstentheils doch Ihrem Glücke zu verdanken Ursache finden. Allein so oft Sie sich an die Entschliessung erinnern werden, vermöge welcher Sie uns mit Sich dem Staate wiedergeschenkt haben, so oft werden Sie sich als Wohlthäter, als Menschenfreund und als Weisen denken: drey Vorzüge, die ich nicht nur für sehr gross halte, sondern auch ohne Bedenken für allein und ausschliessend gross erkläre. Denn nur das wahre Verdienst, und Adel der Seele und Weisheit haben den grossen Werth, dass man sie für bleibende Wirkungen der höchsten Geistesvollkommenheit halten kann, indes alle übrigen Vorzüge nur für ein Darlehn des Glückes gelten. Werden Sie daher nie müde, rechtschaffene Bürger zu begünstigen, die nicht aus leidenschaftlichem Vorsatz, nicht aus Bosheit, sondern nur durch die zwar thörichten aber immer schuld-

losen Vorstellungen fehlten, die sie sich von ihren Pflichten und Verbindlichkeiten zum Patriotismus machten. Denn daß Sie, Cäsar, von manchen gefürchtet wurden, das haben Sie durch nichts verschuldet: aber desto rühmlicher ist es für Sie, daß bey weiten der größte Theil sich zum Vertrauen gegen Sie ermuntert gefühlt hat.

(7) Ich komme nun auf Ihre so äußerst wichtige Klage, und auf jenen so höchst empörenden Verdacht \*), dem nicht nur Sie selbst, sondern auch jeder Bürger, und vorzüglich wir, die wir Ihnen unsere Rettung verdanken, entgegen arbeiten müssen. Ich hoffe zwar, daß er ungegründet ist, aber ich werde nie gleichgültig darüber sprechen. Ihre Behutsamkeit macht uns die Unsige zur Pflicht; und wenn ich unter zwey Uebertreibungen wählen sollte, so würde ich lieber zu furchtsam

\*) Dass man nämlich Absichten gegen sein Leben habe, und ihm meuchelmörderisch nachstelle.

als zu leichtsinnig scheinen wollen. Aber wer ist dieser Unsinnige? Einer Ihrer Partheygenossen? O das sind ja im höchsten Sinne des Worts wir alle, die wir von Ihnen auf eine so unerwartete Weise beglückt worden sind. Oder einer aus Ihrer Begleitung? Unmöglich kann ein Mensch den Grad von Raserey besitzen, daß er für seinen Chef, durch dessen Anleitung er sich so sehr geehrt sieht, selbst sein eigenes Leben nicht gern aufopfern sollte. Sind also Ihre Freunde eines solchen Verbrechens nicht fähig, so müßten es wohl Ihre Feinde seyn? Aber wo sind diese? Ihre Unbiegsamkeit hat ihnen entweder schon das Leben gekostet, oder wenn sie noch leben, so verdanken sie es Ihrer Schonung. Es ist also entweder keiner von Ihren Feinden mehr am Leben, oder, wenn sich deren einige erhalten haben sollten, so sind sie Ihre innigsten Freunde geworden. Indessen, da es doch in den Herzen der Menschen so viel ver-

borgene Schlupfwinkel giebt; so lassen Sie uns Ihr Misstrauen unterhalten: dann werden wir zugleich auch unsere Aufmerksamkeit verdoppeln. Denn wer könnte so ganz unbekannt mit den Bedürfnissen und Verhältnissen unseres Staats, wer so ganz gleichgültig gegen das Allgemeine und sein eigenes Beste seyn, um nicht einzusehen, daß sein eigenes Glück auf dem Ihrigen beruhe, daß das Leben Aller in der Fortdauer des Ihrigen gegründet sey? Ich wenigstens bin in dem Falle, daß mir bey jedem Gedanken an Sie, womit ich mich so unablässig und so gern beschäftige, vor der Wandelbarkeit und Schwachheit der menschlichen Gesundheit und ganzen Natur bange wird. O dann bekümmert michs, daß unsere der Unsterblichkeit würdige Republik auf dem Leben eines einzigen Sterblichen beruht. Aber wenn sich zu jener Ungewißheit des menschlichen Lebens, und der Wandelbarkeit der menschlichen Gesundheit, nun auch noch die

Furcht vor auflauernden Meuchelmörtern gesellt, welche Gottheit wird dann, wenn sie auch wollte, die Republik zu schützen, im Stande seyn!

(8) Von Ihnen allein, Cäsar, erwartet man, dass Sie aufrichten, was Sie durch den gewaltigen Arm des Kriegs unvermeidlich zu Boden geworfen sehen: dass Sie den Richtern ihre vorige Wirksamkeit, dem Staate seinen Credit wieder verschaffen, der Sittenlosigkeit steuern, die Bevölkerung befördern, und die gestörte Ordnung durch strenge Gesetze wieder herzustellen suchen. Bey einem so heftigen, und mit so wüthendem Enthusiasmus geführten Bürgerkriege, konnte es freylich nicht fehlen, dass die Republik, wie auch immer das Ende des Streits beschaffen seyn mochte, gewaltsam erschüttert werden, und manche Stütze verlieren musste, auf welcher sie bisher so ehrenvoll und so fest geruhet hatte: es konnte nicht fehlen, dass die Chefs von beyden Seiten sich mit dem Degen in

der Hand Dinge erlaubten, die sie im Gewande des Friedens nie zugelassen haben würden. Alle diese Wunden, die der Krieg schlug, müssen Sie nun heilen: auser Ihnen kann es niemand. Sehr ungern habe ich Sie daher den übrigens vortrefflichen und weisen Grundsatz äußern hören: *Sie hätten für die Natur und für Ihren Ruhm lange genug gelebt.* Ja, für die Natur, wenn Sie wollen, vielleicht lange genug; auch wohl für Ihren Ruhm, ich habe nichts dagegen; aber — für Ihr Vaterland, gewiss nicht. Lassen Sie also, ich bitte Sie, lassen Sie den Philosophen ihre Weisheit, womit sie die Verachtung des Todes predigen, und seyn Sie nicht Philosoph auf Kosten unseres Glücks. Sie sollen, wie ich hören muss, nur zu oft das Bekenntniß ablegen, dass Sie für sich lange genug gelebt hätten. Ich glaube das. Allein leben Sie denn auch nur Ihrentwegen? oder, ist denn das überhaupt Ihre Bestimmung? Sie sind jetzt durch

Ihre Thäten der Retter Roms und seiner Bürger geworden; allein Sie haben damit das schöne Gebäude Ihres Plans noch nicht vollendet; Sie haben den Grund dazu, den Sie im Sinne haben, noch nicht gelegt. Sollten Sie wohl im Stande seyn, nicht das Glück des Staats, sondern nur Ihre Genügsamkeit zum Maasstabe Ihres Lebens machen zu wollen? Wie, wenn Sie durch das, was Sie jetzt thaten, nicht einmal hinlänglich für Ihren Ruhm gesorgt haben, gegen den Sie, bey aller Ihrer Weisheit, doch gewiss nicht gleichgültig seyn werden. Wie? sagen Sie, ist der Ruhm, den ich mir bereits erwarb, so unbedeutend? Nein, für die Welt ist er sehr gross: allein für Sie immer noch klein. Das Grosse ist gegen etwas noch grösseres immer klein. Hätten sich Ihre unsterblichen Thaten, Cäsar, damit geendigt, dass Sie Ihre Feinde besiegt, und übrigens die Republik in ihrer gegenwärtigen Lage zurückgelassen hätten: dann dürften Ihre gött-

lichen Verdienste mehr der Gegenstand einer augenblicklichen Bewunderung, als des Ruhmes werden. Denn Ruhm ist ausgebreitete Verherrlichung vieler und großer Verdienste, die sich ein Mensch um seine Mitbürger, um sein Vaterland, oder um die gesammte Menschheit erwarb.

(9) Das ist also Ihre letzte Rolle, die Sie noch auszuspielen haben: Sie müssen die Republik vollkommen einrichten, und die Früchte Ihrer Bemühung in Ruhe und Zufriedenheit genießen. Dann erst, wenn Sie dem Vaterlande Ihre schuldigen Dienste geleistet, und Lebens satt die Bestimmung der Natur erfüllt haben, dann können Sie sagen, ich habe lange genug gelebt. Was will überhaupt eine Länge sagen, die einmal doch ein Ende hat, wo der angenehmste Genuss der Vergangenheit nichts mehr ist, weil uns die Zukunft keinen ähnlichen gewähren wird. Doch Ihr großer Geist hat sich ja nie mit dem engen Kreise begnügt, den uns

die Natur für dieses Leben anwies: er hat sich vielmehr immer nach Unsterblichkeit gesehnt. Auch besteht ja Ihr wahres Leben nicht darin, daß Sie einen Körper haben und Athem holen. Sie leben in dem immer frischen Andenken der spätesten Zukunft: dieses Leben wird die Nachwelt unterhalten: dieses Leben wird für die Ewigkeit dauern. Für diese müssen Sie sorgen: für sie Ihre Gröfse entwickeln. Stoff zur Bewunderung haben Sie ihr bereits in Menge geliefert: sie erwartet nun auch Anlässe zur Ausbreitung Ihres Ruhmes. Staunen wird die Nachwelt, wenn sie von Ihren Commando's, von Ihrer Provinzen - Regierung, von Ihren Thaten am Rhein, auf dem Ocean, am Nil, wenn Sie von Ihren unzähligen Schlachten, von Ihren Beyspiellosen Siegen, Trophäen, und Triumphen lesen oder hören wird. Allein, so lange Sie dem Staate nicht eine gründliche und dauerhafte Verfassung geben, so lange wird Ihr Name bald hier bald

dort nur unbestimmt und unstät erschallen, nie aber eine bleibende Stätte, nie ein Platz für die Ewigkeit finden. Selbst unter unsrern Enkeln werden die Meinungen nicht weniger getheilt seyn, als sie es bey uns waren. Einige werden Ihre Thaten bis an die Sterne erheben: andere werden vielleicht eine der wichtigsten darunter vermissen, wofern Sie nicht die schmerzhaften Eindrücke des Bürgerkriegs durch die Beglückung Ihres Vaterlandes tilgen, und die Ueberzeugung befestigen, daß jener Krieg nur das Werk des Verhängnisses, diese Beglückung hingegen eine Wirkung Ihrer Weisheit gewesen sey. Sorgen Sie also auch für die urtheilende spätere Nachwelt, welche zuverlässig unpartheyischer urtheilen wird als wir: denn sie wird auf der einen Seite ohne Vorliebe und Leidenschaft, auf der andern aber auch ohne Feindseligkeit und ohne Misgunst urtheilen. Und gesetzt auch, dieses Urtheil bliebe Ihnen, wie manche ohne Grund behaupten,

ten, ganz unbekannt, so mußt Ihnen doch jetzt wenigstens daran gelegen seyn, sich von einer Seite zu zeigen, die den Glanz Ihres Ruhms auf ewige Zeiten erhalten wird.

(10) Unsere Bürger waren bisher in ihren Meinungen und Gesinnungen getheilt: denn es waren nicht nur verschiedenes Interesse und Absichten, sondern auch Waffen und Lager, die uns von einander entfernten. Die Aussichten waren dunkel: zwey berühmte Feldherrn kämpften gegen einander. Manche waren über die Wahl der bessern Parthey, andere über ihr Interesse, noch andere über die Forderungen des Anstandes, viele über die Grenzen ihrer Freyheit in Ungewißheit. Die Republik hat nun diesen traurigen Verhängnissvollen Krieg überstanden. Der Sieg ist dem Manne zugefallen, den sein Glück nicht zur Grausamkeit entflammte, sondern zur Schonung und Güte stimmte, und der diejenigen, gegen die er aufgebracht war, deswegen

nicht gleich des Exils oder des Todes werth achtete. Ein Theil von Bürgern hat die Waffen niedergelegt, ein anderer wurde gewaltsam entwaffnet. Undankbar und ungerecht ist der Bürger, der der Gefahr des Kriegs entronnen, nun noch feindselige Gesinnungen unterhält: weit mehr Achtung verdient derjenige, der sich für seine Patthey aufopferte, und auf dem Schlachtfelde fiel: denn was manche Trotz nennen, kann andern für Standhaftigkeit gelten. Allein dieser Verschiedenheit der Gesinnungen hat nun der Krieg und die schonende Güte des Siegers auf immer ein Ende gemacht. An ihre Stelle muss nun allgemeine Sinneseinigkeit treten; wozu es nicht eben einer hohen Weisheit, sondern nur des gesunden Menschenverstandes bedarf.

Unser künftiges Glück, Cäsar, hängt ganz von der Dauer Ihres Lebens, und von der Fortsetzung einer Denkungsart ab, wovon Sie schon bisher, vorzüglich aber heute Proben abgelegt ha-

ben. Wir alle, denen das Beste der Republik so sehr am Herzen liegt, bitten und beschwören Sie daher, dass Sie sich die Erhaltung Ihres Lebens angelegen seyn lassen. Und da Sie sich des Misstrauens gegen Ihre Sicherheit nicht ganz erwehren können, so versprechen wir Ihnen (ich bürge für alle übrigen Bürger, wie für mich selbst) alle den Schutz, den wir Ihnen durch Nacht- und Tagwachen, und durch Aufopferung unserer eigenen Kräfte zu leisten im Stande sind.

(11) Ich schliesse nun meinen Vortrag mit eben den Empfindungen, womit ich ihn anfieng. Wir sagen Ihnen innigen Dank, Cäsar; aber noch inniger fühlen wir ihn auch gegen Sie: denn wir sind eines Sinnes geworden, wie Sie sich aus unsern gemeinschaftlichen Bitten und Thränen haben überzeugen können. Da es nicht nothwendig ist, dass jedes einzelne Mitglied der Versammlung auftrete und spreche, so bestimmt sie mich zu ihrem Dollmet-

scher; und theils diese Bestimmung, theils meine Verbindlichkeit gegen Marcellus, der nun durch Sie dem Senate und der Republik wiedergegeben ist, macht mir dieses Geschäft gewissermaasen zur Pflicht. Denn die allgemeine Freude über das Glück dieses einzelnen Mannes ist zugleich Freude über die beförderte Wohlfahrt des ganzen Staats. Und da ich mich, wie jedermann bekannt ist, für den Marcellus, noch vor dieser günstigen Entwicklung seines Schicksals, mit einem Grade von Freundschaft, Aufopferung und Thätigkeit verwendet habe, dessen sich kaum sein braver und liebevoller Bruder, außer diesem aber gewißs sonst niemand rühmen kann, so glaube ich ihm diese Verwendung jetzt, unter glücklichern und sorgenfreyern Verhältnissen, noch weit mehr schuldig zu seyn. Sie, Cäsar, haben sich um mein Glück und um meine Ehre schon vorher unendlich verdient gemacht: allein mein Dank, den ich Ihnen jetzt ab-

statte, ist dennoch mit der Ueberzeugung verbunden, dass Sie durch Ihre heutige Entschliessung die Zahl Ihrer Verdienste um mich, (was mir kaum möglich zu seyn schien) noch beträchtlich vermehrt haben.

## Briefe

an M. Marcellus. \*)

tab. eatio (des 4. Buchs 7. Brief.)

Ich bin zwar überzeugt, dass Sie bisher nach Grundsätzen gehandelt haben, die ich nicht zu tadeln wage; nicht als ob ich sie ganz billigte, sondern weil ich Sie für so verständig halte, dass ich meine Grundsätze den Ihrigen auf keine Weise vorziehen kann. Indessen, wir sind alte Freunde, und Sie haben

\*) Derselbe Marcellus, für den Cicero die vorstehende Dankrede an Casar gehalten hatte. Diese früher geschriebenen Briefe, worin Cicero seinem Freunde eine Abneigung gegen den von ihm selbst erwählten Exilarten Aufenthalt in Mitylenä und Rhodus beyzubringen, und dagegen die Rückkehr in den Schoß seiner Familie nach Rom mit so vieler Herzlichkeit und Freundschaft zu empfehlen sucht, schien den deshalb Herausgeber hier an einem schicklichen Platze zu stellen.

mir schon von Ihrer frühesten Jugend an immer einen hohen Grad von Liebe und Wohlwollen zu erkennen gegeben: das hat mich bewogen, Ihnen einiges zu schreiben, was Ihnen, wie ich glaube, nützlich seyn kann, ohne der Würde Ihrer Person Eintrag zu thun. Ich weiss es noch sehr wohl, dass Sie unsere traurige Lage gleich Anfangs prophezeiht, und Ihr damaliges Consulat mit groser Würde und Einsicht verwaltet haben. Ich weiss auch, dass Sie weder mit den Maasregeln, nach welchen der Krieg geführt werden sollte, noch mit den Truppen des Pompejus, noch mit der Einrichtung der Armee zufrieden waren, und immer ein groses Misstrauen dagegen äuserten. Dass ich eben so davon dachte, werden Sie sich gewiss noch erinnern. Daher nahmen Sie nur wenig Antheil an diesen Verhandlungen, und auch ich suchte die Theilnahme daran immer bestmöglichst zu vermeiden. Wir kämpften gar nicht mit den Waffen, die uns den Sieg ver-

schaffen konnten, als da sind, vernünftige Ueberlegung, überdachte Maasregeln, und ligerechte Sache: sondern mit Fäusten und Nerven, woran wir dem Feinde nicht gewachsen waren. Wir wurden also überwunden, oder, weil das der guten Sache nie widerfahren kann, wenigstens gebeugt und niedergedrückt. Und unter diesen Umständen sind Sie höchstlich zu loben, dass Sie mit der Hoffnung zum Siege auch zugleich die Lust ferner zu streiten aufgaben, und zeigten, dass ein vernünftiger und braver Bürger weder am Anfange, noch an der Fortsetzung des Bürgerkriegs Vergnügen finden kann. Alle übrigen, die nicht eben so dachten, wie sie, trennten sich in zwey Partheyen. Die eine versuchte den Krieg von neuen anzufangen, und gieng deshalb nach Afrika: die andere machte es wie wir, und warf sich dem Sieger in die Arme. Sie schlugen einen Mittelweg ein, weil Sie vielleicht die Entschliessung jener erstern Parthey für zu

trotzig, und die der zweyten für zu erniedrigend hielten. Und ich muß gesiehen, die meisten hielten Ihr Verfahren für sehr weise, viele sogar für die Aeußerung eines starken und großen Geistes. Indessen ist doch auch, meines Erachtens, ein Verfahren dieser Art nicht unbedingt zu billigen: zumal da ich glaube, daß Sie zur Behauptung Ihres gesammten Glückes und Wohlstandes nichts weiter, als den guten Willen nöthig haben. Denn von Seiten unsers Machthabers stößt sichs, wie ich gemerkt habe, an sonst nichts, als daß er noch zweifelt, ob Ihnen überhaupt mit der Zurückberufung viel gefaßt seyn möchte. Wie ich von der Sache denke, davon kein Wort: Sie sehn ja, was ich gethan habe. Gesetzt aber, Sie hätten fest beschlossen, lieber auf ewig im Auslande zu leben, als Augenzeuge von Dingen zu seyn, die Sie nicht sehen mögen: so sollten Sie doch auch bedenken, daß Sie ja aller Orten in der Gewalt des Maiines

sind, den sie fliehen. Und gesetzt, dieser Mann erlaubt Ihnen auch, sofern von Haus und Hof, in Ruhe und Unabhängigkeit zu leben so somüsstens Sie doch noch bedenken, ob es wirklich besser sey zu Mitylenä oder Rhodus, als zu Rom und im Schoölse Ihrer Familie zu leben. Die Macht unsers Gebieters erstreckt sich ja bekannter Maassen über das ganze Römische Reich: wollen Sie denn also nicht lieber ohne Gefahr in Ihrem Hause, als mit Gefahr auf fremden Grunde und Boden leben? Ich wenigstens, und wenn ich sterben müsste, es wolte doch lieber in meinem Vaterlande und in meinem eignen Hause, als im Auslande, und unter fremden Leuten sterben. So denken balle Ihre Freunde, deren Sie, als ein Mann von so grossen und vortrefflichen Eigenschaften, sehr viele haben. Auch Ihr Vermögen liegt uns am Herzen: wir wiünschten nicht, dass es zerstreuet würde. Zwar ist eine gänzliche Ver- nichtung desselben wohl nicht zu bef-

fürchten: denn das würde weder unsrer Gebieter, noch der Staat selbst geschehen lassen: aber ich möchte doch auch keine Räuber von Ihrem Vermögen Beute machen seien. Wer diese sind, würde ich Ihnen ohne Bedenken schreiben, wehn ich nicht gewiss wüste, dass Sie mich ohnedies verstehn. Ihr wackerer Bruder C. Marcellus zeichnet sich hier sehr durch Aeuserungen seines Kummers und durch die vielen und unablässigen Thränen aus, womit er für Sie bittet. Zunächst an ihn schliessen wir uns mit unsren Besorgnissen und Klagen an: nur auf Vorbitten lassen wir uns noch nicht ein, weil wir deren selbst bedürftig gewesen sind, und also das Recht nicht haben, sie anzubringen. Unser Einfluss ist, wie er bey Ueberwundenen seyn kann, aber mit Rath und That stehn wir dem Marcellus treulich bey. Ihre übrigen Freunde suchen unsere Verwendung nicht: indessen stehen wir auf alle Fälle zu Diensten. Leben Sie wohl.

An Ebendenselben

(des 4. Buchs 8. Brief.)

Einen Mann von so tiefen Einsichten und so großer Geisteskraft, darf ich weder Rath geben noch Muth einsprechen wollen: am allerwenigsten aber maafse ich mir an, Sie zu trösten. Denn wenn Sie in Ihrer gegenwärtigen Lage wirklich so gefaßt sind, wie man es von Ihnen rühmt, so muß ich Ihnen vielmehr zu Ihrer Standhaftigkeit Glück wünschen, als Trost zusprechen. Bekümmert Sie aber das traurige Schicksal der Republik, so fühle ich mich nicht fähig genug, Sie darüber zu trösten, da es mir selbst an Trost gebracht. Ich kann also nichts weiter thun, als Ihnen und Ihrer Familie durch alle mögliche Dienstgefälligkeiten zeigen, daß ich Ihnen noch weit mehr schuldig bin, als ich zu leisten vermag. Nur noch dies einzige: nennen Sie es einen Rath, oder einen Vorschlag, oder ein Geständniß, das ich Ihnen als

Freund nicht verschweigen konnte. Machen Sie es, wie ich. Hält sich unsere Republik nur leidlich, so entschliessen Sie sich, als ein Mann, den das Urtheil des Publikums, und seine Verdienste für einen der ersten Staatsbürger erklären, in ihrer Mitte zu leben, und sich in die einmal nicht zu ändernde Lage der Dinge zu fügen. Geht aber unsere republikanische Verfassung verloren, so überzeugen Sie Sich, dass Rom immer noch der schicklichste Platz für das Exilium ist. Denn wollen wir Freyheit suchen; wo ist jetzt der Ort, der frey wäre? Wollen wir aber unter mehrern Zufluchtsörtern wählen, wo lebt sichs doch am Ende angenehmer, als in unserer Heimath? Und dann, glauben Sie mir, unser Oberherr ist allen Personen von Verstand und Einsichten günstig: selbst den Ahnen und dem Range lässt er, so weit es ihm die Umstände und seine Lage verstatten, Gerechtigkeit widerfahren. Doch ich schreibe mehr, als ich wollte.

Ich wiederhole also nur die Versicherung, daß ich ganz der Ihrige bin, daß ich mich an ihre Freunde anschliesse, so lange Sie deren haben werden, und daß ich auch dann, wenn diese Sie verlassen, alles für Sie thun werde, was mir Freundschaft und Liebe zu Ihnen zur Pflicht macht.

### An Ebendenselben

(des 4. Buchs 9. Brief.)

Sie haben zwar nur erst vor wenigen Tagen durch Q. Mucius einen weitläufigen Brief von mir erhalten, worin ich Ihnen sage, was Sie meiner Meinung nach, jetzt zu denken und zu thun haben. Indessen, da Ihr Theophilus, dessen Treue und Liebe zu Ihnen mir bekannt ist, sich eben auf den Weg zu Ihnen machte, so wollte ich ihn doch nicht ganz leer gehen lassen. Ich wiederhole die Bitte, die ich Ihnen in meinem vorhergehenden Briefe schon ans Herz gelegt habe. Kehren Sie zu

unserer Republik zurück, sie sey, wie sie wolle. Sie werden vielleicht manches sehen, was Sie nicht sehen mögen: aber doch nicht mehr, als Sie täglich hören. Es sieht Ihnen auch gar nicht ähnlich, daß Sie sich durch den einzigen Sinn des Gesichts auser Fassung bringen lassen, und hingegen ruhig bleiben sollten, wenn Sie dieselbe Sache durch die Ohren erfahren, wo gemeinlich alles noch in vergrößerter Gestalt erscheint. Freylich werden Sie vielleicht manches gegen Ihre Ueberzeugung sagen, oder manches thun müssen, was Sie nicht billigen. Aber fürs erste hat man es von jeher für die Eigenschaft eines weisen Mannes gehalten, daß er sich in die Zeit, das heißt, in die Nothwendigkeit schicke. Und dann liegt in einem Betragen dieser Art, wie die Umstände jetzt sind, nichts schlimmes. Es ist vielleicht nicht recht, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen: aber ganz zu schweigen, das ist doch erlaubt. Ein

einiger Mann gebietet jetzt über alles; und dieser handelt blos nach seinem Gutdünken, ohne nur einen einzigen seiner Ergebenen zu Rattheil zu ziehen. Das würde auch nicht viel anders seyn, wenn der Mann, dessen Parthey wir begünstigten, jetzt an der Spitze der Republik stände. Dieser Mann brauchte während des Kriegs, da er die Gefahren mit uns zu theilen hatte, fremde und schlecht unterrichtete Personen zu Rathgebern; ist es wohl wahrscheinlich, dass er sich, wenn er gesiegt hätte, nach andern und bessern Rathgebern umgesehen haben würde, als er es in dem zweydeutigen Zeitpunkte des Streites gethan hatte. Glauben Sie wohl, dass er, der Ihnen bweise Rath ver- schmähete, den Sie ihm als Consul ga- ben, und der Vorschläge nicht achten wollte, die Sie in Verbindung mit Ih- rem als Consul regierenden Bruder ihm thaten, glauben Sie, dass dieser Mann, wenn er jetzt unser Gebieter wäre, nach unserm Gutachten fragen würde?

In Bürgerkriegen sind alle Auftritte traurig: wir haben das schon oft erfahren: aber nichts ist doch dabey schlimmer, als der Sieg. Selbst die Sanftern und Gutgesinnten, denen er zu Theit wird, macht er übermuthig und unbändig: sie werden gleichsam nothgedrungen das zu werden, was sie von Natur nicht sind. Denn oft muss der Sieger wider seinen Willen denen etwas zu Gefallen thun, durch die er den Sieg erfochten hat. Waren Sie nicht mit mir darüber einverstanden, dass der Sieg auf jener Parthey grausam ausfallen würde? Würden Sie in diesem Falle also auch im Auslande haben leben wollen, um nur die Gräuel nicht mit anzusehen? Nein, das nicht, werden Sie sagen; ich würde meinen Einfluss und meine Würde schon behauptet haben. Gut! aber man würde auch von Ihrer edlen Denkungsart erwartet haben, dass Sie Ihre Privatvortheile hintangesetzt hätten, um desto wirksamer für die Republik zu arbeiten. Ferner, wie lange

wollen Sie auf diesem Ihren Vorsatze beharren? Denn bis jetzt wird sowohl Ihr Verfahren, als Ihre gegenwärtige Lage noch günstig beurtheilt: Ihr Verfahren, in so fern Sie an dem Anfange des Kriegs nur gezwungen Antheil genommen, und am Ende desselben sich weislich zurückgezogen: Ihre Lage, in so fern Sie im Genusse eines edlen Ruhestandes Ihre Ehre und Ihren guten Namen behauptet haben. Nun aber muss Ihnen Ihr Vaterland vor jedem andern Aufenthalte theuer und werth seyn: Sie sollen es wegen seiner traurigen Gestalt, worin es erscheint, nicht verachten, sondern vielmehr bedauern, und ihm, bey dem Verluste so vieler vortrefflichen Männer, nicht auch noch den Besitz Ihrer Person verleiden. Endlich, so edel und gross es von Ihnen war, dass Sie sich vor dem Sieger nicht erniedrigten, so bedenken Sie doch, ob es nicht fehlerhafter Stolz seyn würde, seine Güte von sich zu stossen. Und so viel

Weisheit auch immer in der Gleichgül-  
tigkeit seyn mag, womit man sich vom  
Vaterlande entfernt: so ist es doch ge-  
wiss Gefühllosigkeit, sich nie dahin  
wieder zurück zu wünschen. Auch wä-  
re es thöricht, sein ganzes Privat- In-  
teresse deswegen vernachlässigen zu  
wollen, weil man an dem Interesse  
des Staats keinen Antheil mehr nehmen  
kann. Das wichtigste dabey ist dieses:  
wenn Ihnen die gegenwärtige Lebens-  
art auch ruhiger und angenehmer dün-  
ken sollte, so müssen Sie doch auch  
bedenken, dass sie weit unsicherer ist.  
Mit dem Degen in der Hand nimmt  
man sich immer grosse Freyheiten her-  
aus; und im Auslande ist die Unver-  
schämtheit in dieser Rücksicht weit  
grösser. Mir liegt die Beförderung Ih-  
rer glücklichen Rückkehr so sehr am  
Herzen, dass ich mich in dieser Rück-  
sicht Ihrem Bruder Marcellus entweder  
gleich stelle, oder mich wenigstens zu-  
nächst an ihn anschliesse. Ihre Pflicht  
ist, sich in die Umstände zu fügen,

und für Ihre Sicherheit, für Ihr Leben, und für die Erhaltung Ihres Wohlstandes zu sorgen. Leben Sie wohl,

**An Ebendenselben**

(des 4. Buchs 10. Brief.)

Neues habe ich Ihnen nichts zu melden. Ich erwartete jetzt vielmehr Briefe von Ihnen, oder Sie selbst in Person. Indessen konnte ich doch Ihren Theophilus nicht ganz Briefleer zu Ihnen abreisen lassen. Kommen Sie ja recht bald zu uns. Sie werden, glauben Sie mir, nicht nur von uns, das heißt von Ihren innigern Freunden, sondern auch von allen übrigen mit der größten Sehnsucht erwartet. Denn mich wandelt zuweilen gar ein kleiner Verdacht an, als ob Sie an der Verzögerung Ihrer Abreise Vergnügen fänden. Hätten Sie weiter keinen Sinn, als den Sinn des Gesichts, so würde ichs Ihnen verzeihen, daß Sie manche Leute hier nicht sehen mögen. Da

aber das, was man hier hört, um kein Haar besser ist, als was man sieht, und ich ~~gar~~ sehr vermuthe, dass für Ihre Familien - Angelegenheiten sowohl als für das Ganze überhaupt, Ihre baldige Ankunft wichtig seyn werde, so halte ich es für meine Pflicht, Sie daran zu erinnern. Meinen Wunsch habe ich Ihnen hiermit eröffnet: das übrige werden Sie schon selbst bestens besorgen. Haben Sie übrigens die Güte, mich den Zeitpunkt Ihrer Ankunft vorher wissen zu lassen. Leben Sie wohl.

Q. Metellus Celer an Cicero \*)

( des 5. Buchs 1. Brief. )

Ich freue mich, wenn Sie sich wohl befinden, Bey unsren wechselseitigen

\*) Eine kleine aber gewiss interessante Correspondenz zwischen zwey Freunden, wovon der eine dem andern seine höchste Empfindlichkeit zu erkennen giebt, dieser dagegen jenen über die Gründe dazu auf eine Art zurechtweist, die mit der Absicht zu beschämen und zu widerlegen, die feinste

Gesinnungen, und nach wiederhergestelltem guten Vernehmen zwischen uns,

schlaueste Schonung, und die klügste Gewandtheit verbindet. Jener Metellus Celer hatte als Prätor unter Cicero's Consulate durch dessen Verwendung das cisalpinische Gallien zur Provinz, und zwar mit dem ehrenvollen Prädicate eines Proconsuls, erhalten. Sein Bruder Metellus Nepos wurde, nahe an dem Abgange Cicero's vom Consulate, Volkstribun, und liess sich beykommen, entweder aus der damals gewöhnlichen Sucht sich auf den Trümmern eines grossen Mannes Ruhm und Ehre zu erwerben, oder auf Anstiften von Cicero's Feinden, diesen geachteten Consul durch seinen Tribunatseinfluss zu kränken, und wo möglich zu stürzen. Cicero widersetzte sich ihm, vertheidigte sich männlich, und vereitelte auf eine ihn sehr beschämende Weise seinen Plan. Dieses Verfahren Cicero's mochte dem Metellus Celer einseitig und mit Verschweigung des Betragens seines Bruders in die Provinz berichtet worden seyn. Daher die Empfindlichkeit seiner Zuschrift an Cicero, und daher die Form der Ciceronianischen Antwort darauf, die man wohl für ein Meisterstück nicht nur des Kopfes, sondern auch, so viel wir noch jetzt von jener Angelegenheit wissen, des Herzens, zu halten berechtigt seyn dürfte.

hätte ich nimmermehr geglaubt, daß Sie mich in meiner Abwesenheit lächerlich machen, und meinen Bruder Metellus, um eines Wortes willen, wie einen Staatsverbrecher verfolgen würden. Wenn ihn die Rücksicht auf seine Person nicht schützte, so hätte ihm doch die bekannte Würde unserer Familie, und die Rücksicht auf meine Gesinnungen gegen Sie und die Republik billig zu Statten kommen sollen. Ich sehe ihn nun unterdrückt, und mich von Personen getäuscht, von welchen ich es am wenigsten vermuthe. Ich muß jetzt trauern und klagen, ich, der Gouverneur einer römischen Provinz, der Befehlshaber einer Armee, der Kriegsführende Feldherr. Sie haben weder mit gehöriger Ueberlegung, noch mit der Billigkeit gehandelt, die unsren Vätern so eigen war; und es darf Sie daher nicht wundern, wenn Sie Ihr Verfahren einmal bereuen müssen. Ich hätte mir nicht vorgestellt, daß Ihre Gesinnungen gegen mich und die Meinigen so

wandelbar seyn könnten. Mich soll indessen weder häuslicher Kummer, noch irgend eines Menschen feindselige Behandlung der Republik untreu machen. Leben Sie wohl.

**Cicero an Q. Metellus.**

Antwort auf den vorigen Brief.

Befinden Sie sich mit Ihrer Armee wohl, so soll michs freuen. Sie schreiben mir, Sie hätten nimmermehr geglaubt, dass ich bey unsren wechselseitigen Gesinnungen, und nach wiedergestelltem guten Vernehmen zwischen uns, Sie in Ihrer Abwesenheit jemals lächerlich machen würde. Ich kann nicht ganz einsehen, was Sie damit meinen: indessen vermuthe ich, man hat Ihnen etwas von meinem Vortrage im Senate zu Ohren gebracht. Ich erwähnte nämlich, dass es mehrere Personen gebe, die es gar nicht gerne sehen, dass ich die Republik gerettet hätte, und sagte dann, Sie hätten sich

auf Bitten einiger Ihrer Anverwandten, denen Sie nichts abschlagen könnten, bewegen lassen, alles, was Sie im Senate zu meinem Lobe hätten sagen wollen, mit Stillschweigen zu übergehn. Ich fügte hinzu, ich hätte mich mit Ihnen in das Geschäft, die Republik zu retten, dergestalt getheilt gehabt \*), daß ich innerhalb der Stadt Meuterey und Aufruhr zu verhüten suchen wollte, Sie hingegen Italien vor bewaffneten Feinden und heimlicher Verschwörung schützen sollten: diese eben so wichtige als edle Verbindung sey aber durch Ihre Verwandten gestört worden, weil sie befürchtet hätten, jene ehrenvolle Auszeichnung, die ich Ihnen widerfahren ließ, werde die Folge haben, daß Sie mich vielleicht durch ähnliche Gesinnungen dafür belohnen würden. Da ich nun aber unter andern auch äuserte, wie sehr ich Ihre Lobrede erwartet hätte, und wie schlimm ich getäuscht

\*) Im Catilinarischen Kriege. Vergl. Cic. Or. Catil. 2, 9.

worden wäre, so fand man diese Aeu-  
serung so drollig, dass ein kleines Ge-  
lächter entstand, was keinesweges Ihrer  
Person, sondern vielmehr meiner ge-  
täuschten Erwartung und dem offenen  
treuherzigen Geständnisse galt, dass ich  
so gern von Ihnen hätte gelobt seyn  
wollen. Es mußte Ihnen aber doch  
wohl zur Ehre gereichen, dass ich den  
Wunsch äuserte, über meine schon an  
sich sehr bedeutende und bekannte  
Verdienste, auch noch aus Ihrem Mun-  
de ein Zeugniß abgelegt zu hören.

Wenn Sie ferner in Ihrem Briefe von  
*unsern wechselseitigen Gesinnungen*  
sprechen, so weiß ich nicht, was Sie  
darunter verstehen. Ich meines Orts  
glaube, sie finden unter Freunden dann  
Statt, wenn sie gleichen Sinn und Wil-  
len haben, und gegen einander aus-  
tauschen. Wollte ich jetzt sagen, ich  
hätte auf die Provinz Ihnen zu Gefal-  
len Verzicht gethan, so könnten Sie  
mir das als eine eitle Anmaßung ausle-  
gen. Denn meine eigenen Verhältnisse

erforderten diesen Entschluß, der mir auch noch jetzt täglich Vortheile und Vergnügen gewährt. Aber das gestehe ich, daß ich bey meiner öffentlichen Abtretung der Provinz, sogleich den Gedanken fasste, Ihnen dieselbe zuzuwenden. Ueber das damalige Losungs-Geschäft sage ich kein Wort. Ich wünsche mir nur Ihre Ueberzeugung, daß mein College in dieser Angelegenheit nichts ohne mein Wissen gethan habe. Erinnern Sie sich ferner, wie eilig ich an demselben Tage, an welchem die Lösung geschehen war, den Senat zusammen kommen ließ, und wie viel ich da von Ihnen sprach; so daß Sie mir selbst sagten, mein Vortrag sey für Sie sehr ehrenvoll, aber zugleich eben so beschämend für Ihre Collegen gewesen. Selbst das an jenem Tage gefertigte Senatsconsultum hat eine Ueberschrift \*), die, so lange es existirt, meine guten Gesinnungen

\*) Diese bestand in einem beygeschriebenen Verzeichnisse aller der Senatoren, die an der

gegen Sie sehr deutlich beurkunden wird. Belieben Sie sich dann noch zu erinnern, was ich im Senate für Sie gethan, wie ich in der Versammlung gesprochen, wie ich mich in Briefen gegen Sie erklärt habe. Nehmen Sie das alles zusammen, und urtheilen selbst, ob Sie mir bey Ihrer gleich darauf erfolgten Ankunft in Rom jene Gesinnungen durch Ihr Betragen wechselseitig erwiedert haben.

Sie schreiben von *wiederhergestelltem* guten *Vernehmen* zwischen uns *beyden*. Ich begreife nicht, warum Sie von Wiederherstellung eines Vernehmens sprechen, das nie schlecht geworden war. Sie sagen, Ihr Bruder Metellus habe es nicht verdient, um eines Wortes willen von mir verfolgt zu werden. Fürs erste lobe ich Sie recht sehr wegen dieser brüderlichen und zärtlichen Denkungsart; und zweytens bitte ich Sie um Verzeihung, wenn ich

Ausfertigung des Senatsconsultum Antheil gehabt hatten.

Ihrem Bruder irgend in einem Stücke, zum Besten der Republik, entgegen gewesen seyn sollte. Denn ich bin ein Freund der Republik, wie es wenige giebt. Wenn ich mich nun aber gegen die ausgelassenste Wuth Ihres Bruders zu schützen gesucht habe — dann können Sie froh seyn, daß ich mich nicht vielmehr bey Ihnen über seine Ungebührlichkeiten beschwere. Ich hatte nämlich erfahren, Ihr Bruder habe sich vorgenommen, seine ganze Tribunatsmacht zu meinem Verderben aufzubieten. Ich gieng also zu Ihrer Gattin, und zu Ihrer Schwester Mucia, von deren durch die Verbindung mit Gn. Pompejus gegründeter Zuneigung zu mir ich bereits mehrere Proben erhalten hatte, und bat sie, sie möchten ihn davon abzubringen suchen. Aber am letzten December — Sie haben zuverlässig davon gehört — fügte Ihr Bruder mir, dem Consul, und dem Retter der Republik, eine Beleidigung zu, wie sie gewiß noch keine Magistratsperson

dem schlechtesten Bürger zugefügt hat. Er untersagte mir den öffentlichen Vortrag, womit ich das Consulat niederlegen wollte. Indessen gereichte mir diese Kränkung zu grosser Ehre. Denn da er mir nichts weiter als den gewöhnlichen Schwur <sup>\*)</sup> zu sprechen erlaubt hatte, so sprach ich mit lauter Stimme den wahrhaftesten und schönsten Schwur aus, der jemals ausgesprochen worden ist, und die ganze Versammlung bezeugte mit eben so lauter Stimme die Wahrheit meines Schwures. Dieser empfindlichen Beleidigung ungeachtet, ließ ich ihn doch noch an demselben Tage durch einige unserer gemeinschaftlichen Freunde ersuchen, von seinem

<sup>\*)</sup> Jusjurandum, ein in Eydesform ausgesprochenes feyerliches Bekenntniß des abgehenden Consuls, dass er während seiner Regierung alles zur Ehre und zum Besten der Republik gethan habe. Cicero unterließ also nicht, dieses Bekenntniß durch den Zusatz gleichsam zu verschönern und auszuziehn, dass er der Retter Roms und des ganzen Staats gewesen sey,

gegen mich gefassten Pläne abzustehen. Allein er gab zur Antwort, er könne nicht wieder zurück gehen; weil er nämlich nicht lange vorher in der öffentlichen Versammlung gesagt hatte, einem Menschen, der andere, ohne sie gehört zu haben, zur Lebensstrafe verurtheilt habe \*), müsse keine öffentliche Rede erlaubt werden. Das nenne ich doch einen rechtlichen Mann und einen braven Bürger, der einen Mitbürger, der die Curie von Mörderen, die Stadt von Mordbrennern, und ganz Italien von Krieg und Aufruhr befreyet hatte, nicht anders gestrafft wissen will, als der Senat mit Einwilligung aller Patrioten Menschen gestraft hatte, die unsere Stadt in Brand stecken, alle Magistratspersonen und Senatoren ermorden, und den verderblichsten Krieg anspinnen wollten. Dies

\* Anspielung auf die durch Cicero beweckte Bestrafung mehrerer Theilnehmer an der Catilinariischen Verschwörung, eines Lentulus, Cethegus, Statilius, Gabinius, u. a.

bewog mich, Ihrem Bruder Metellus die Stirn zu bieten. Ich erklärte mich also am ersten Januar im Senate gegen ihn über unsere Republik auf eine Art, wobey er wohl fühlen musste, dass er es mit einem muthyollen und standhaften Bürger zu thun habe. Einige Tage darauf trat er im Senate auf, nannte meinen Namen über das dritte Wort, stieß Drohungen gegen mich aus, und hatte fest bey sich beschlossen, mich, nicht etwa auf dem Wege Rechtens, sondern mit Gewalt und Sturm, wie es ihm am ersten möglich seyn würde, zu unterdrücken. Hätte ich dieser unbesonnenen Anmaßung nicht mit Muth und Unerschrockenheit widerstanden, wer würde den Muth, den ich in meinem Consulate zeigte, für eine Folge meiner Grundsätze, und nicht vielmehr für die Wirkung des Zufalls gehalten haben? Waren Ihnen nun jene Gesinnungen des Metellus gegen mich ganz unbekannt, so müssen Sie glauben, dass Ihr

Bruder Ihnen das wichtigste von der Sache verschwiegen hat. Ließ er Sie aber etwas davon wissen, so müssen Sie meine Sanftmuth bewundern, dass ich über diese Dinge nicht im Tone des Unwillens mit Ihnen spreche. Und sind Sie nun überzeugt, dass es nicht, wie Sie schreiben, ein bloses Wort, sondern dass es höchst feindselige Anschläge des Metellus gegen mich waren, die mich gegen ihn empörten, so erkennen Sie hieraus meine Leutseligkeit, wenn anders die Neigung, gegen die bittersten Kränkungen nachsichtig oder gleichgültig zu seyn, diesen Namen verdient. Ich habe im Senate nie zum Nachtheile Ihres Bruders gestimmt: so oft etwas über ihn zur Sprache kam, habe ich mich immer zu denen gehalten, die mir am gelindesten und glimpflichsten zu urtheilen schienen. Ich füge noch einen Umstand hinzu, auf den ich mich gar nicht einzulassen brauchte, den ich aber nicht nur nicht verhindert, sondern auch noch, so viel ich konn-

te, befördert habe, den Umstand nämlich, daß mein Feind, um deswillen, weil er Ihr Bruder war, im Senats-Consultum günstig beurtheilt wurde. Ich habe also Ihren Bruder nicht verfolgt, sondern ich habe ihm nur widerstanden. Auch bin ich in meinen Ge- sinnungen gegen Sie nicht, wie Sie schreiben, wandelbar, sondern vielmehr so standhaft gewesen, daß ich sie selbst in den Zeitpunkten, da Sie mir gerade das Gegentheil von Gefälligkeit zeigten, nicht verändert habe. Selbst auf die beynahe drohende Erklärung in Ihrem Schreiben \*) gebe ich Ihnen nur folgendes zurück: Ich verzeihe Ihrer Empfindlichkeit, ja ich finde sie höchst lobenswürdig. Denn mein eigenes Herz sagt mir, wie stark Bruderliebe wirkt. Lassen Sie aber auch meiner Empfindlichkeit Gerechtigkeit widerfahren, und überzeugen Sich, daß ich bey den

\*) Bald zu Ende der Zuschrift, wo Metellus sagt, Cicero werde sein Verfahren vielleicht einmal bereuen müssen.

höchst feindseligen, grausamen und von mir gar nicht verschuldeten Ausfällen Ihres Bruders nicht nur zum Widerstande, sondern auch, unter den gegenwärtigen Umständen, zu Ihrem Schütze, und zur Unterstützung Ihrer Armee berechtigt war. Ich habe mir immer Ihre dauerhafte Freundschaft gewünscht, und immer habe ich Ihnen meine freundschaftlichen Gesinnungen gegen Sie zu beweisen gesucht. Diese Gesinnungen hege ich noch jetzt, und werde sie fortsetzen, so lange Sie selbst wollen. Aus Liebe zu Ihnen will ich lieber Ihrem Bruder alles verzeihen, als durch Abneigung gegen ihn unser gegenseitiges gutes Vernehmen schwächen. Leben Sie wohl.

---

VI.

Ueber das hohe Alter

an Titus Pomponius Atticus.

*Wenn ich, mein Titus, dir die  
Bürde des Kummers erleichtre,  
Der dich jetzt beklemmt, und tief  
im Herzen dich quälet,*

*Was ist mein Lohn? \*)*

Mit diesen Versen, womit  
jener zwar nicht reiche, doch red-  
liche Mann,  
seinen Flaminin anspricht, darf ich  
wohl auch Sie, Atticus, anreden. Zwar  
bin ich überzeugt, daß Sie nicht, wie  
dieser Flaminin

\*) Verse des alten lateinischen Dichters Ennius an Titus Quintius Flamininus, den Besieger Philipps, Königs von Macedonien (s. Liv. 32—34. und Plutarch in dessen Leben) die Cicero hier, wegen der Gleichheit des Beynamens *Titus* auf seinen Freund Atticus anwendet.

*Tage und Nächte in Kummer und  
Sorgen verleben;*

Ich kenne ja Ihre Mäsigung, Ihre Gleichmüthigkeit, und weiss, daß Sie von Athen nicht blos Ihren Beynamen, sondern auch wissenschaftliche Bildung und Grundsätze zurückgebracht haben. Indessen dürften denn doch manche Dinge Sie bisweilen so gut wie mich in einem hohen Grade beunruhigen; über die aber freylich die Beruhigung sehr schwürig ist, und einer andern Zeit vorbehalten werden muss. Jetzt habe ich mir vorgenommen, Ihnen etwas über das hohe Alter zu schreiben. Das Alter drückt uns beyde, oder drohet uns doch wenigstens mit seiner Bürde: diese möchte ich Ihnen und mir selbst erleichtern, wenn ich gleich gewiss überzeugt bin, daß Sie auch diese Bürde, so wie jedes andere Ungemach, mit weiser Gelassenheit ertragen, und ferner ertragen werden. Ich wollte aber einmal über diesen Gegenstand schreiben, und da hielt ich es für das beste,

den Aufsatz, den wir beyde gemeinschaftlich würden benutzen können, Ihnen zu widmen. Für mich wenigstens hat die Ausarbeitung dieser Schrift sehr angenehme Wirkungen gehabt. Sie hat mir nicht nur die drückende Bürde meines Alters abgenommen, sondern es mir sogar behaglich und angenehm gemacht. Die Philosophie kann also gewiss nie hoch genug gepriesen werden, da sie ihren folgsamen Verehrern das ganze Leben hindurch so viel Ruhe und Erleichterung gewährt. Doch über diese und ähnliche Materien habe ich schon anderwärts viel gesprochen, und werde es auch noch oft thun. Jetzt empfangen Sie diese Abhandlung über das Alter. Ich lasse hier nicht, wie Aristo von Chios, einen Tithon \*) sprechen, weil ich durch das Fabelhafte

\*) Eine mythologische Person. Sohn des Lao-medon, Gemahl der Aurora, die ihm vom Jupiter Unsterblichkeit erbeten hatte. Daher der Ausdruck, *tithonisches Alter* bey Statius, *Sylv.* 4, 3, 151. und Horat. *Od.* 2, 16.  
— Jener Philosoph Aristo hatte also eine

dieser Person die Glaubwürdigkeit schwächen würde, sondern ich lasse, um dem ganzen Vortrage desto mehr Wichtigkeit zu geben, den alten M. Cato das Wort führen. Lälius und Scipio bewundern die ruhige Gemüthsfassung, womit er sein hohes Alter ertrage, und er antwortet ihnen dann hierauf. Sollte Ihnen Cato hier etwas gelehrter zu sprechen dünken, als er sonst in seinen Schriften zu thun pflegt, so schreiben Sie das auf Rechnung seines Studiums der griechischen Litteratur, dem er sich bekanntermaßen noch im Alter widmete, leidlich zur Sache. Lassen Sie mich aus Cato's Munde meine Gedanken über das Alter entwickeln.

(\*) (2) *Scip.* Ich bewundere oft mit  
meinem Freunde Läius den Schatz von  
vortrefflichen und vollständigen Kennt-  
nissen, die Sie, Oato, in allen Fächern  
ähnliche Abhandlung über das hohe Alter  
geschrieben, wohn er den Tithonus das  
Wort führen ließ.

des menschlichen Wissens besitzen: aber ganz besonders merkwürdig ist mir es, Sie nie über Beschwerlichkeiten des Alters klagen zu hören, das doch die meisten Alten so unangenehm und lästig finden, als ob der Berg Aetna auf ihnen läge.

*Cato.* Was Sie an mir bewundern wollen, mein lieber Scipio und Lälius, ist im Grunde so etwas auserordentliches gar nicht. Denn wer die Stützen seiner Ruhe und Glückseligkeit nicht in sich selbst hat, für den hat jedes Alter Beschwerden. Wer aber alles sein Gutes aus sich selbst nimmt, der wird kein Verhältniß, das sich auf unabänderliche Gesetze der Natur gründet, für ein Uebel halten. Dahin gehört vorzüglich das hohe Alter. Jedermann wünscht sich ein hohes Alter zu erreichen, und gleichwohl klagt man darüber, wann es da ist. So inconsequent und verkehrt ist die Denkungsart der Thoren. Das Alter, sagen sie, überrascht einen geschwinder, als man

sich vorgestellt hätte. Aber fürs erste, wer zwingt sie denn, sich eine falsche Vorstellung zu machen? Wird man denn aus dem Manne geschwinder zum Greise, als man aus dem Jünglinge zum Manne wird? Und fürs zweyten, würde wohl solchen Menschen ein Alter von 800 Jahren weniger lästig vorkommen, als eins von achtzigen? wäre die noch so lange Zeit einmal vorbey, sie würden bey ihren thörichten Vorstellungen sich dann doch nicht ruhiger fühlen. Meine ganze von Ihnen bewunderte Weisheit (von der ich nur wünschte, dass sie Ihrer Vorstellung, und meines davon entlehnten Beynamens würdig wäre) besteht also darin, dass ich mich den stets wohlthätigen Anstalten der Natur, wie einer leitenden Gottheit, willig unterwerfe, da es ja nicht wahrscheinlich ist, dass diese Natur, wie mancher ungeschickte dramatische Dichter, den letzten Act in dem Schauspiele des Lebens vernachlässigt habe, nachdem sie die vorhergehenden Auftritte so tref-

lich behandelt hatte. Es mußte doch einmal ein Ende seyn: es mußte auch bey dem Menschen, wie beym Obst und andern Früchten, ein Zeitpunkt des Mürbewerdens und des Abfallens eintreten; und darein soll sich der Weise gelassen fügen. Denn gegen die Natur sich sträuben wollen, was hiesse das anders, als Gigantenmäsig die Waffen gegen die Gottheit ergreifen?

*Lälius.* Wohlan denn, lieber Cato, weil wir doch beyde hoffen, oder wenigstens wünschen recht alt zu werden, so würden Sie uns (ich versichere das auch mit in Scipio's Namen) einen sehr angenehmen Dienst erweisen, wenn Sie uns in voraus belehrten, wie wir die Beschwerlichkeiten des höhern Alters am leichtesten ertragen können.

*Cato.* Herzlich gern, lieber Lälius; zumal wenn ich Ihnen beyden, wie Sie sagen, dadurch gefällig seyn werde.

*Scip.* Ja, Cato, wir wollen uns, mit Ihrer Erlaubniß, im Geiste an

das Ende des von Ihnen zurückgelegten langen Weges stellen, und nun sehen, wie Sie dahin gekommen sind.

*Cato.* Ich will mein möglichstes thun. Ich habe oft, wenn ich nach dem alten Sprichworte, *gleich und gleich gesellt sich gern*, mit meinen alten Bekannten zusammen traf, einen C. Salinator, einen Sp. Albinus, beyde Consularen, und beyde in meinem Alter, sich höchstlich beklagen hören, dass sie nicht nur aller der Er götzlichkeiten, ohne die man ihrer Meinung nach seines Lebens gar nicht froh werden könne, entbehren müssten, sondern dass sie auch von allen ihren ehemaligen Verehrern vergessen und hintangesetzt würden. Meines Erachtens traf aber ihre Klage den Punkt gar nicht, den sie hätte treffen sollen. Denn wenn an jenen Nachtheilen das Alter Schuld hätte, so müsste mir und andern alten Leuten gerade dasselbe widerfahren. Ich habe aber viele Alte gekannt, die nie klagten; die ihre Be-

freyung von den Fesseln der Sinnlichkeit nie unangenehm fanden, und nichts weniger als verachtet waren. An allen dergleichen Klagen hat immer nur die Denkungsart, nie aber das Alter Schuld. Der Leidenschaftlose, der sanfte, der liebreiche Greis findet sein Alter gewiss immer erträglich; da hingegen unleidliches mürrisches Wesen in jedem Alter zur Last fällt.

*Läl.* So ist es allerdings, *Cato*. Vielleicht könnte aber jemand sagen, Ihnen mache der Besitz Ihres großen Vermögens und Ansehens das Alter erträglich, und das seyen Vorzüge, die freylich nicht vielen zu Theil werden könnten.

*Cato.* Das ist allerdings etwas, lieber *Lälius*, aber bey weitem noch nicht alles. Ein gewisser *Seriphier* \*) sagte einmal bey einem Wortwechsel dem

\*) Aus *Seriphus*, einer Cycladischen Insel, deren Bewohner in dem Ruf einer gewissen Einfalt und Stupidität standen. s. *Cic. Nat. Deor.* 1, 31.

Themistocles die Sottise: *Er habe seinen Glanz nicht seinen Verdiensten, sondern seinem berühmten Geburtsorte zuzuschreiben.* Ganz recht, antwortete Themistocles, *wäre ich von Seriphus gebürtig, so wäre ich gewiss der rechtliche Mann nicht: aber aus dir, hättest du auch Athen zum Geburtsorte, wäre zuverlässig nichts Grosses geworden.* Dasselbe kann man auch vom hohen Alter sagen. Bey der äussersten Armuth kann selbst der Weise sein Alter nicht leicht und angenehm fühlen; und der Thor wird sich auch beym vollesten Ueberflusse unglücklich dünken. Die wirksamsten Waffen gegen die Beschwerlichkeiten des Alters sind: Tugend im Herzen, und ihre Ausübung im Leben. Immer treu gepflegte und geübte Tugend bringt am Abende unseres Lebens die herrlichsten Früchte, nicht nur deswegen, weil sie uns unablässig, und bis an den Rand des Grabes begleitet, was schon an sich einen unschätzbarer Werth hat,

sondern auch, weil das Bewußtseyn eines tugendhaft geführten Lebens, und die Rückerinnerung an recht viele schöne Handlungen so höchst angenehm ist.

(4) Ich habe als Jüngling den Q. Maximus, den Eroberer von Tarent, in seinem sehr hohen Alter so innig geliebt, als ob er in meinen Jahren wäre. Denn dieser Mann verband mit seinem ehrwürdigen Ernste, die einnehmendste Gefälligkeit, und die Jahre hatten in diesem Character nicht das mindeste geändert. Er war zwar noch kein abgelebter Greis, als ich ihn zuerst lieb gewann, aber doch ziemlich hoch in Jahren. Ich war ein Jahr alt, als er zum erstenmal Consul wurde. In seinem vierten Consulate gieng ich, als ganz junger Soldat mit ihm vor Capua, und fünf Jahr darauf vor Tarent. Vier Jahre hernach wurde ich Quästor, unter der consularischen Regierung des Tuditanus und Cethegus. Hier war Maximus schon ziemlich hoch in Jahren,

als er zur Empfehlung der *Lex Cincia* über die gerichtlichen Bestechungen öffentlich auftrat. In einem noch höhern Greis - Alter commandirte er Armeen, wie ein Jüngling, und machte den kekken unbändigen Hannibal blos durch sein kälteres Zaudern mürbe \*). Sehr schön sagt daher von ihm Freund Ennius:

*Er war's allein, der uns durch Zaudern rettete;*  
*Weil er nur unser Glück, nicht seine Ehre suchte.*

*Drum glänzt sein Name auch bey uns und später Nachwelt.*

Wie gross war die Wachsamkeit und Klugheit, wodurch er Tarent dem Feinde wieder abnahm. Ich habe hier selbst mit angehört, was er dem Salinator antwortete, der, als die Stadt sich nicht länger halten konnte, auf die Festung geflüchtet war, und sich jetzt etwas darauf zu gute that, dem Fabius sagen

\*) Daher bekam Q. Maximus den Beynamen *Cunctator*, der Zauderer. s. Liv. 27, 15. 16.

zu können, er würde ohne ihn Tarent nicht zurück bekommen haben. Da haben Sie recht, antwortete Fabius lächelnd: Denn hätten Sie es nicht verloren, so hätte ich es nicht wieder bekommen können. Nicht minder gross war Maximus auch als Staatsmann. Dies beweiset die Lebhaftigkeit, womit er sich in seinem zweyten Consulate, neben seinem unthätigen Collegen Carvilius, dem Tribun Flaminius widersetzte, als dieser gegen den Willen des Senats die Picentischen und Gallischen Ländereyen vertheilte. Als Augur scheuete er sich nicht einmal frey heraus zu sagen, was zum Besten der Republik unternommen würde, das würde immer unter den besten Auspicien unternommen \*), und jede zum Ruin des Staats abzweckende Unternehmung habe die Auspicien immer wider sich. Ich habe so manche vortreffliche Eigenschaft an diesem Manne kennen gelernt: allein ich

\*) Anspielung auf Homer. Il. 12, 243.

kenne nichts vortrefflicher, als die Fas-  
sung, die er bey dem Tode seines  
Sohnes, eines bereits in grossem Anse-  
hen stehenden Consularen, bewiesen  
hat. Seine Lobrede auf ihn ist in je-  
dermanns Händen. Wenn man sie  
liest, wie leicht vergisst man darüber  
nicht jeden andern Philosophen! Doch  
nicht allein auf offenem Schauplatze des  
Staats, und vor den Augen seiner Mit-  
bürger war Fabius gross: auf seinem  
Zimmer, in seinem Hause erschien er  
noch vorzüglicher. Wie lehrreich war  
sein Gespräch, sein Unterricht! wie  
ausgebreitet seine Kenntniß des Alter-  
thums! wie gross seine Einsichten in  
die Augural - Verfassung! auch seine  
gelehrten Kenntnisse waren, für einen  
geborenen Römer, sehr beträchtlich.  
Er hatte alle sowohl einheimische als  
auswärtige Kriege im Gedächtnisse.  
Jedes Wort von diesem Mann fasste  
ich damals mit einer Begierde auf, als  
ob mir geahndet hätte, was nun auch  
nach seinem Tode erfolgt ist, dass ich

von sonst niemanden weiter etwas würde lernen können.

(5) Wozu aber diese lange Ausschweifung über den alten Maximus? weil Sie daraus sehen, daß es unverantwortlich wäre, ein solches Alter für unglücklich zu halten. Freylich können nicht alle Menschen Scipionen oder Maximi seyn; und von Städte - Eroberungen; von gelieferten Treffen zu Wasser und Lande; von Kriegs - Commando's, und von Triumphen solche angenehme Rückerinnerungen haben. Aber es giebt auch ein heiteres und leichtes Alter bey einer ruhigen, einfachen und mit Geschmack eingezogenen Lebensart. Von dieser Art genoss es Platon, der in seinem ein und achtzigsten Jahre schreibend starb. So Isocrates, welcher selbst sagt, daß er seinen Panathenaikus in seinem 94 Jahre geschrieben: worauf er noch 5 Jahre lebte. Sein Lehrer Gorgias aus Leontium wurde 107 Jahre alt: er war immer thätig und über der Arbeit. Als er einmal ge-

fragt wurde, warum er sich so lange zu leben wünschte, gab er zur Antwort: er habe keine Ursache mit seinem Alter unzufrieden zu seyn. Eine vortreffliche und eines Gelehrten ganz würdige Antwort. Nur der Thor legt dem Alter Fehler zur Last, die er selbst hat. Das that Ennius nicht. Er fühlte sich wie

*Ein starkes Ross, das zu Olympia  
oft siegte*

*Und nun alt und entkräfster ruht.*

Mit dem Alter eines sonst muthigen und siegreichen Rosses vergleicht er sein eigenes Alter, auf das Sie sich noch gut werden besinnen können. Denn im 19ten Jahre nach seinem Tode wurden Flamininus und Acilius Consuls; wovon jener in dem Jahre starb, da Cäpio und Philippus zum zweytenmale Consuls waren, und ich in meinem 65 Jahre noch so laut und so kräftig für die Lex Voconia sprach. Noch als ein Greis von 70 Jahren, (denn so alt wurde Ennius) wußte er sich in zwey Dinge, die für die drückendsten Be-

schwerden gelten, nämlich in Dürftigkeit und Alter so gut zu schicken, daß er sich beynahe etwas darauf zu Gute zu thun schien. Ich finde daher, bey reiflichem Nachdenken über diesen Gegenstand, vier Ursachen, warum das hohe Alter misfallen könnte: 1) weil es einem die Thätigkeit verleidet; 2) weil es körperliche Schwäche herbeyführt; 3) weil es einen um den Genuß fast alles Vergnügens bringt, und 4) weil es so nahe an den Tod grenzt. Wir wollen nun sehen, in wie fern eine jede dieser Ursachen erheblich und gegründet ist, oder nicht. (6) Das Alter soll uns also erstlich die Thätigkeit rauben. In welchen Dingen denn? Meint man etwa nur solche, deren Besorgung jugendliche Kraft erfordert? Es gäbe also für den Greis keine Beschäftigungen, die er bey aller körperlichen Schwäche, doch wenigstens mit dem Geiste treiben könnte? Q. Maximus that also nichts? Auch L. Paullus, ihr Vater, Scipio, und meines braven Sohnes Schwiegervater, und die

alten Fabricii, Curii, Coruncanii, thaten die alle nichts, wenn sie durch weise Maasregeln das Beste der Republik beförderten? App. Claudius war in seinem Alter noch dazu blind. Als aber damals der Senat geneigt schien, mit dem Pyrrhus Friede und Allianz zu machen, da hatte er doch das Herz, die Worte zu sprechen, die Ennius folgendermassen in Verse gebracht hat:

*In welchen Unsinn hat sich euer  
Sinn,*

*Der sonst so feste stand, verirrt?*  
und dergleichen sagte er mit ähnlichem Nachdruck noch mehr. Das Gedicht ist bekannt, so wie die noch vorhandene Rede des Appius selbst. Und das that er 17 Jahre nach seinem zweyten Consulate. Vor dem ersten war er schon Censor gewesen, und zwischen beyden waren wieder 10 Jahre verflossen. Daraus sieht man, daß er zur Zeit des Kriegs mit dem Pyrrhus schon sehr hoch in Jahren gewesen seyn muß. Doch auch das ist aus unserer Ge-

schichte bekannt genug. Wer also dem hohen Alter alle Fähigkeiten zu Geschäften abspricht, dessen Behauptung ist gerade eben so grundlos, als wenn einer sagen wollte, der Steuermann wäre auf dem Schiffe unthätig, weil er, während die übrigen Schiffssleute auf die Masten steigen, auf dem Verdeck herumlaufen, oder das Wasser ausplumpen, nicht gerade das thut, was diese jungen Matrosen thun, sondern ganz ruhig an seinem Steuerruder sitzt. Deswegen besorgt er aber doch die bey weiten wichtigern und nützlichern Geschäfte. Die wichtigsten Dinge in der Welt werden nicht durch körperliche Kraft, Gewandheit oder Schnelligkeit, sondern durch Klugheit, Einsicht und weise Ueberlegung zu Stande gebracht; lauter Eigenschaften, die sich mit den Jahren nicht etwa verlieren, sondern vielmehr immer vollkommener zu werden pflegen. Ich habe als gemeiner Soldat, als Tribun, als Legatus, als Consul vielerley Feldzüge mitgemacht:

Haltet ihr mich aber jetzt deswegen, weil ich nicht mehr zu Felde ziehe, für unthätig? Ich belehre den Senat, was für Kriege, und wie sie zu führen sind. Ich dringe immer auf Kriegszurüstungen gegen unsere alte Feindin Carthago, der ich nicht eher trauen werde, als bis ich weiß, dass sie von Grund aus zerstört ist. Möchten die Götter doch Ihnen, Scipio, diese Ehre vorbehalten haben, und Sie das angefangene Werk ihres Grossvaters vollenden lassen. Dieser brave Mann ist nun schon 33 Jahre todt: aber seine spätesten Nachkommen werden sein Andenken feyern. Er starb das Jahr vorher, ehe ich Censor wurde: 9 Jahre nach meinem Consulate, nach dem Antritte seines zweyten Consulates, als mein College. Würde er aber wohl über sein Alter geklagt haben, wenn er auch 100 Jahre erreicht hätte? Freylich würde er dann nicht mehr laufen, springen, Spiese werfen oder fechten: aber er würde mit Rathgebungen, mit Nach-

denken, und mit seinen Einsichten wirken. Wären diese Dinge den Alten nicht eigen, so würden unsere Vorfahren das erste Staats- + Collegium nicht *Senat* genannt haben. Bey den Lace-dämoniern hiessen die Magistratspersonen vom ersten Range die *Alten*, wie sie es auch wirklich sind. Haben Sie Lust, in der Geschichte fremder Völker zu lesen, oder sich daraus vorlesen zu lassen, so werden Sie finden, dass die größten Staaten, nachdem sie durch junge unerfahrene Leute in Verfall gerathen waren, von Alten wieder in Aufnahme gebracht wurden.

*Wie ist denn euer mächtiger Staat so schnell gesunken?*

So lautet eine Frage im Ludus des Navius, die unter andern auch folgender Maasen beantwortet wird:

*Das machten unsre neugebacknen, dummen, jungen Sprecher.*  
Leichtsinn und Unwissenheit ist einmal der Jugend, und kluge Bedachtsamkeit dem Alter eigen.

(7) Aber das Gedächtniß wird doch schwächer; wohl nur, wenn man es nicht übt, oder von Natur etwas stumpf am Geiste ist. Themistocles wußte die Namen aller Einwohner in Athen auswendig. Glaubt ihr aber wohl, daß er in seinem höhern Alter jemals den Aristides mit dem Lysimachus verwechselt hat? Ich weiß nicht nur die noch Lebenden, sondern auch ihre Väter und Großväter zu nennen, und fürchte nichts weniger, als durch das Lesen ihrer Grabschriften, nach der gemeinen Sage, meine Gedächtnißkraft zu verlieren. Ich werde ja nur dadurch noch lebhafter an die Verstorbenen erinnert. Auch habe ich noch von keinem Alten gehört, der vergessen hätte, wohin er sein Geld vergrub. Was die Alten interessirt, das vergessen sie gewiß nicht, z. B. einen Termin vor Gericht, ihre Schuldner, oder ihre Gläubiger. Unsere alten Rechtsgelehrten, unsere Pontifices, Augures, Philosophen, was haben die nicht alles im Kopfe? Die Geisteskraft

bleibt den Alten wohl, wenn sich nur ihre Thätigkeit und ihr Interesse für eine Sache nicht verliert. Und das ist nicht nur bey grossen Staats- und Geschäftsmännern, sondern auch bey andern der Fall, die ein eingezogenes und ruhiges Leben führen. Sophocles schrieb bis in sein spätestes Alter Tragödien. Seine Söhne, die sich einbildeten, er käme über dieser Autorschaft mit seinem Vermögen zurück, klagten deswegen vor Gerichte und trugen darauf an, daß ihm als einem schwachen Manne die Verwaltung seines Vermögens abgenommen würde, so wie auch bey uns Hausvätern, die schlecht wirtschaften, das Vermögen eingezogen zu werden pflegt. Da soll denn der alte Sophocles den Richtern seine eben fertig gewordene Tragödie, den Oedipus Coloneus vorgelesen, und sie dann gefragt haben, ob ein Blödsinniger wohl so ein Gedicht schreiben könne; worauf die Richter ihn von der Anklage frey gesprochen hätten. Ist also wohl

dieser Sophocles, ist wohl Homer, Hesiodus, Simonides, Stesichorus oder Isocrates und Gorgias, die ich kurz vorher erwähnte, sind wohl jene grossen Philosophen, Pythagoras, Democritus, Plato, Xenocrates, Zeno, Cleanthes, oder Diogenes der Stoiker, den Sie noch in Rom gesehen haben, sind diese alle durch ihr Alter gleichsam zum Still-schweigen gebracht worden? Hatte nicht vielmehr ihre Thätigkeit gleiche Dauer mit ihren Leben? Doch diese höhern und edlern Geistesbeschäftigungen bey Seite gesetzt, kann ich auch alte Landwirthe vom Sabinischen Gebiete, alles gute Bekannte und Nachbarn von mir, nennen, in deren Abwesenheit keine wichtige Landarbeit vorgenommen, weder gesäet, noch geerndtet, noch eingesammelt wird. Zwar ist das eben bey diesen Geschäften kein Wunder. Denn es giebt wohl keinen Alten, der nicht immer glaubte, er könne wenigstens noch 1 Jahr leben. Aber jene Alten pflegen sich auch mit solchen

Dingen abzugeben, wovon sie unmöglich eigenen Genuss hoffen können.

*Sie pflanzen Bäume, die der Nachwelt tragen.*

Wie Statius in seinen *Synepheben* sagt. Ich dächte, ein noch so alter Landmann, wenn man ihn fragte, für wen er denn sein Feld bestelle, würde ohne Bedenken antworten: ich thue das aus Dankbarkeit gegen die Götter, deren Absicht war, daß ich meinen Nachkommen eben so gut Saamen hinterlassen sollte, als ich ihn von meinen Vorfahren erhielt.

(8) Was Cäcilius über diese Sorge des Greises für die Zukunft sagt, ist gewiß besser, als folgende Beschwerde, über das Alter überhaupt:

*Bringst du, o Alter, auch nichts schlimmes weiter mit,*

*Wenn du herannahst, so ist das schon schlimm genug,*

*Dass man bey langem Leben so viel Böses mit erlebt.*

Vielleicht auch viel angenehmes. Fehlt es doch auch oft in der Jugend nicht an unangenehmen Erfahrungen. Aber noch weit unrichtiger ist bey demselben Cäcilius folgende Aeuserung:

*Ich halte das beym Alter für das allerschlimmste,*

*Zu merken, dass man andern lästig ist.*

Im Gegentheil angenehm und nicht lästig. Denn so wie gescheute Alte an braven jungen Leuten ihre Freude haben, und beym Genuss ihrer Achtung und Liebe sich erleichtert fühlen, eben so freut es auch junge Leute, sich von Alten belehren, und auf den Weg zur Tugend leiten zu lassen. Ich sehe wenigstens, dass Sie beyde mich eben so gerne haben, wie ich Sie habe.

So viel ist Ihnen also wohl einleuchtend, dass das Alter nicht nur nicht unthätig, und kraftlos seyn muss, sondern dass es auch geschäftige Alte giebt, die immer etwas treiben und vornehmen, es versteht sich, was sie schon

von ihren jüngern Jahren her getrieben haben. Es giebt ja sogar Alte, die noch lernen. So thut sich Solon in einem seiner Gedichte viel darauf zu Gute, dass er sagt, er werde unter täglichem Lernen alt. So habe auch ich's gemacht. Ich habe noch im hohen Alter Griechisch gelernt, und das mit einer Hitze, als hätte ich zeitlebens darnach geschmachtet, blos um mit den Dingen aus der Geschichte bekannt zu werden, die ich Ihnen jetzt hin und wieder anführe. Ich fand auch dass es Socrates mit der Musik eben so gemacht hatte, und ich wollte, ich hätte es auch gethan: denn die Alten lernten alle Musik: ich habe mich aber nur mit dem wissenschaftlichen Theile beschäftigt.

(9) Was den Abgang körperlicher Kräfte betrifft, (dies ist das zweyte, was man dem hohen Alter zur Last legt), so vermisste ich jetzt jugendliche Kraft so wenig, als ich mir in meinem Jünglingsalter die Stärke eines Stiers

oder Elephanten gewünscht habe. Was man hat, davon soll man Gebrauch machen, und immer so viel thun, als man kann. Es lässt sich daher nichts schlechteres denken als die Klage des alten Milo von Croton, da er einmal Kämpfer - Uebungen mit ansahe. Mit Thränen in den Augen blickte er auf seine Arme, und seufzte: ach! ihr seyd nun leider abgestorben! Narr! nicht sie, sondern du selbst schon lange. Denn du bist nicht durch dich, sondern blos durch deine starken Arme berühmt geworden. Nicht so S. Aelius, nicht so der weit ältere Coruncanus, oder noch jüngst der P. Crassus, diese grossen Gesetzgeber des Staats, deren Einsichten bis an ihren letzten Odemzug fortdauerten. Der Redner, fürchte ich, verliert durch das hohe Alter am meisten: denn sein Beruf erfordert nicht nur Geisteskraft, sondern auch eine gute Lunge und Kräfte des Körpers. In den meisten Fällen wird jene melodische Durch-

dringlichkeit \*) der Stimme im Alter gewissermaßen noch schärfer und ausgebildeter. Ich habe sie wenigstens noch bis jetzt, meines hohen Alters ungeachtet, nicht verloren. Aber auch der ruhige und milde Ton eines Alten hat seine besondern Reitze, und oft gefällt dem Zuhörer der reine und sanftere Ausdruck eines beredten Greises ganz vorzüglich. Und kann man dergleichen nicht mehr selbst leisten, so kann man doch einen Scipio und Lälius darin unterrichten. Denn was giebt wohl einen schöneren Anblick, als ein von lernbergierigen Jünglingen umringter Greis? Oder wollen wir etwa dem Alter die Fähigkeit absprechen, die Jugend zu unterrichten, zu leiten, und auf ihre Bestimmung vorzubereiten? O es giebt gewiss kein edleres Geschäft

\*) So glaube ich den Sinn des prägnanten rhetorischen Kunstausdrucks, *canorum in voce*, am völligsten erschöpft zu haben. Beweisende Belege dazu findet man im Lexicon technolog. lat. rhetor. unter *canorus*.

als dieses. Ich wenigstens habe die Scipionen, und Ihre beyden Grosväter, den L. Aemil, und P. Africantus wegen der Menge vornehmer Jünglinge, die sie begleiteten; immer glücklich geschätzt: und eben so glücklich sind alle Lehrer der Wissenschaften zu schätzen, wenn sie gleich schwach und kraftlos dabey sind. Indessen röhrt diese Abnahme der Kräfte weit öfter von Jugendfehlern, als vom Alter her. Denn jugendliche Ausschweifungen und Unmäigkeit überliefern dem Alter einen kraftlosen Körper. Cyrus sagt, als ein Mann von sehr hohem Alter, in der letzten Unterredung vor seinem Tode beym Xenophon ausdrücklich, er habe sich im Alter nie schwächer gefühlt, als er in der Jugend gewesen wäre. Ich erinnere mich auch noch aus meinem frühesten Knabenalter, daß L. Metellus, der 4 Jahre nach seinem zweyten Consulate Pontifex M. wurde, und die Stelle 22 Jahre lang bekleidete, in seinen letzten Lebensjahren noch

so gut bey Kräften wär, daß er seiner Jugend nicht vermisste.

(10) Ich habe nicht nöthig, von mir selber zu reden, wiewohl das die Alten sehr gern thun, und man es ihnen auch verzeiht. Erinnern Sie sich nicht, wie oft Nestor beym Homer von seinen eigenen Verdiensten spricht. Er war aber auch damals bereits 90 Jahr alt, und durfte nicht befürchten, daß man ihn, wenn er die Wahrheit von sich sagte, entweder für einen Prahler oder für einen Schwätzer halten würde. Homer sagt selbst, die Worte wären ihm süßer als Honig vom Munde geflossen, eine Süßigkeit, wozu er keine körperliche Kraft nöthig hatte. Und doch wünscht sich jener grosse Griechische Chef nirgend 10 Ajaxe, aber wohl 10 Nestors zu besitzen; mit ihnen meint er Troja in kurzer Zeit zerstören zu können. Doch ich komme nun wieder auf mich zurück. Ich gehe nun ins 84 Jahr, und wünschte wohl auch das von mir sagen zu kön-

nen, was Cyrus von sich sagen konnte. Indessen, ob ich gleich gestehn muß, daß ich jetzt nicht mehr die Kräfte habe, die ich als gemeiner Soldat, oder als Quästor im Punischen Kriege, oder als Consul in Spanien, oder die ich 4 Jahre darauf noch hatte, da ich als Tribunus, (unter dem Consul M. Acilius Glabrio) mit bey Thermopylä focht, so hat mich doch, wie Sie sehen, das Alter noch nicht ganz entkräftet und zu Boden geworfen. Weder die Curie noch die Rostra, weder meine Freunde noch Clienten klagen über meine Unthätigkeit. Denn ich habe niemals die Vorschrift jenes alten Sprüchworts befolgt, wo es heißt, man solle zeitig alt werden, um es lange seyn zu können. Ich für meine Person will lieber gar nicht alt werden, als es vor der Zeit seyn. Daher mich auch noch nie jemand hat sprechen wollen, den ich unter dem Vorwande, Geschäfte zu haben, abgewiesen hätte. Freylich habe ich nicht so viel Kräfte

mehr, wie einer von Ihnen. Aber es hat ja auch keiner von Ihnen beyden die Stärke des Centurio T. Pontius. Ist dieser nun deswegen besser? Nur mit seinen Kräften gut Haus gehalten, und so viel gethan, als man kann: dann wird man gewiss nicht mehr Kräfte verlangen, als man hat. Milo soll zu Olympia einen lebendigen Ochsen auf den Schultern durch die ganze Wettbahn getragen haben, Würden Sie wohl eine solche Leibesstärke, der Geisteskraft eines Pythagoras vorziehen? Kurz man gebrauche seine Kräfte, so lange sie da sind: hat man sie verloren, so wünsche man sie nicht zurück: es müßte denn vernünftig seyn, daß der Jüngling sich die Jahre des Knaben, oder der gesetzte Mann das Jünglingsalter zurück wünschte. Die menschliche Lebenszeit läuft auf einer bestimmten Bahn dahin; und die Natur geht hier nur einen, und zwar ganz einfachen Weg. In jedem Zeitabschnitte findet ein gewisser Punkt

der Vollendung statt. Schwachheit bey dem Kinde, kraftvolle Thätigkeit beym Jünglinge, Ernst und Selbstständigkeit bey dem Manne, Reife und Vollendung beym Greise, sind lauter Bestimmungen der Natur, die zu rechter Zeit bey jedem Menschen eintreten sollen. Ohne Zweifel haben Sie Nachricht, Scipio, wie es Masinissa, der Hausfreund ihres Grosvaters, noch heutiges Tages, in einem Alter von 90 Jahren, zu halten pflegt: dass er nie aufs Pferd kommt, wenn er einmal einen Weg zu Fusse angetreten hat; dass er, wenn er einmal reitet, nicht vom Pferde herunter kommt: dass ihn weder Regen noch Kälte veranlassen kann, den Kopf zu bedecken; dass er überhaupt eine überaus solide Leibesconstitution hat, und daher noch alle seine königlichen Berufsgeschäfte selbst verrichtet. Durch Thätigkeit mit Mäsigkeit verbunden, kann sich also auch der Greis einen Theil seiner ehemaligen Kräfte erhalten.

(11) Kraftlosigkeit ist indessen doch das gewöhnliche Loos des Alters. Gut: aber wer verlangt denn auch Kraft von dem Alter? deshalb sind auch nach unsrern Gesetzen und bürgerlichen Einrichtungen alte Leute solcher öffentlichen Geschäfte überhoben, die ohne körperliche Kraft nicht besorgt werden können. Wir werden nicht nur nicht zu Dingen, die wir nicht leisten können, sondern auch nicht einmal zu dem gezwungen, wozu wir noch Kraft und Fähigkeit haben. Und giebt es eine Menge so ganz schwacher kraftloser Alten, die schlechterdings weder ihre Berufs - noch übrigen Geschäfte verrichten können, so ist das kein Fehler, der dem Alter ausschliessend eigen wäre, sondern es ist Folge von natürlicher Schwächlichkeit überhaupt. Was war nicht der jüngere P. Africanus, der Sie, Scipio, adoptirt hat, für ein äusserst schwächerlicher, und im höchsten Grade ungesunder Mann! Wäre er das nicht gewesen, er hätte gewiss so gut

wie sein Vater Epoche bey uns gemacht. Denn er besaß auser dem grossen Geiste seines Vaters atsch noch weit mehr gelehrte Kenntnisse, als dieser. Ist es also wohl bey alten Leuten ein Wunder, wenn sie kraftlos sind, da oft Jünglinge einer ähnlichen Schwäche nicht entgehen können? Mein lieber Lälius und Scipio, stemmen muß man sich gegen das Alter, und seine Mängel durch zweckmäsiges Betragen wieder zu ersetzen suchen. Man muß gegen das Alter, wie gegen eine Krankheit kämpfen. Man muß recht aufmerksam auf seine Gesundheit seyn: sich mäsige Bewegung machen, und nur so viel essen und trinken, daß man sich bey Kräften erhält, ohne sich zu überladen. Jedoch muß man nicht blos für den Körper, sondern auch noch weit mehr für den Geist und die Seele bedacht seyn. Denn ohne Unterstützung schwinden auch sie, wie ohne Oel die Flamme verlöscht. Durch Anstrengung und Bewegung wird nun zwar der Körper

entkräftet: die Seele hingegen fühlt sich durch Uebung ihrer Kraft unterstützt. Wenn also Cäcilius von *lächerlichen einfältigen Alten* spricht, so meint er leichtgläubige, schwachköpfige und erschlaffte Alte; lauter Gebrechen, die nicht Folgen des Alters überhaupt, sondern eines tragen, unthätigen und schlaftrigen Alters sind. So wie Auslassenheit und Hang zu Ausschweifungen zwar mehr jungen als alten Personen eigen sind, aber sich deswegen nicht bey allen jungen Leuten, sondern nur bey der schlechtern Gattung derselben finden; eben so ist auch jene alberne Schwachköpfigkeit im Alter, die eigentlich sogenannte Deliratio, nicht allen Alten ohne Unterschied, sondern nur den schlechtesten darunter eigen. Der Alte und noch obendrein blinde Appius regierte 4 erwachsene Söhne und 5 Töchter: besorgte eine weitläufige Hauswirthschaft und beträchtliche Clientschaften. Denn immer gespannt, wie ein Bogen, war sein Geist, und

nie unterlag er den Schwachheiten des Alters. Er war in seiner Familie nicht nur Rathgeber und Aufseher, sondern auch Gebieter. Seine Sclaven fürchteten ihn, seine Kinder ehrten ihn: jedermann hatte ihn lieb und werth. In seinem Hause herrschte altrömische Sitte und Zucht. Denn nur dann ist das Alter erst recht ehrwürdig, wenn es sich in seinen Rechten behauptet, sich von niemanden einschränken lässt, und bis ans Ende des Lebens über die Seinigen gebietet. So wie ichs gerne sehe, wenn ein junger Mensch etwas althärtiges an sich hat, eben so sehr gefällt mir ein Alter, bey dem noch Reste der Jugend zu finden sind. Und so kann einer dem Körper nach alt seyn, ohne es dem Geiste nach zu werden. Ich habe jetzt das siebente Buch meiner Origines unter der Feder. Ich sammle da alles Merkwürdige aus den alten Geschichte; ich arbeite meine Reden aus, die ich über wichtige Rechtsfälle gehalten habe: ich beschäftige mich

mit dem Augural-, Pontifikal- und Civilrechte. Ich studiere dabey viel Griechisch, und lege mir um mein Gedächtniss zu üben, nach Pythagoräischer Manier, des Abends von allem Rechenschaft ab, was ich den Tag über geredet, gehört und gethan habe. Das ist Nahrung und Uebung für Geist und Seele. Bey solchen Anstrengungen und Beschäftigungen vermisste ich körperliche Kräfte gar nicht sonderlich. Ich widme mich meinen Freunden: komme oft in Senat, trage da die Resultate meines langen und sorgfältigen Nachdenkens vor, und behaupte sie nicht mit körperlicher Kraft, sondern mit dem Geiste. Könnte ich aber auch das alles nicht thun, so würde michs doch auch freuen, über alle die Dinge, die ich nicht mehr ins Werk setzen könnte, auf meinem Sofa ruhig nachzudenken; dass ich aber auch jenes noch kann, das macht meine frühere Lebensart. Denn wenn man immer in solcher geistigen Thätigkeit und Beschäf-

tigung lebt, da überrascht einen das Alter ohne dass man es gewahr wird. Man altert allmählig ohne es zu fühlen: die Schwächung geschieht nicht schnell und gewaltsam; das Lebenslicht verlöscht nach und nach.

(12) Der dritte Vorwurf, den man dem hohen Alter macht, besteht darin, dass man sagt, es gienge ihm alles sinnliche Vergnügen ab. O es ist eine grosse herrliche Bestimmung der höhern Jahre, dass sie uns eine Sache entziehen, deren Genuss für die fröhern Jahre unsers Lebens so gefährlich ist. Vernehmen Sie, meine Theuersten, eine uralte Erklärung des grossen und berühmten Archytas von Tarent über diesen Gegenstand, wie sie mir in meinen jüngern Jahren bey meinem Aufenthalte in Tarent in Gesellschaft des Q. Maximus mitgetheilt worden ist. „Die Natur, sagte Archytas, habe den Menschen mit nichts verderblicher ausgestattet, als mit dem Hange zur sinnlichen Lust, die mit der heisesten Be-

gierde wild und unaufhaltsam nur nach Genuss und Befriedigung strebe. Daher käme Verrätherey, der Ruin ganzer Staaten und geheime Unterhandlungen mit dem Feinde. Es gebe keine Schandthat, kein Verbrechen, an dessen Ausführung nicht erhitzte Sinnlichkeit den ersten Antheil habe. Hurerey, Ehebruch und ähnliche Laster wären alles Folgen dieser sinnlichen Wollust. Selbst die Vernunft, diese vortrefflichste aller Natur- oder Gottesgaben habe keine ärgere Widersacherin, als die Sinnlichkeit. Wo sie herrsche, da finde nie Maafs und Ziel statt, und überhaupt könne in dem Reiche der Wollust keine Tugend aufkommen. Um das desto deutlicher einzusehen, solle man sich nur einen von körperlicher Wollust im höchsten Grade erhitzten Menschen einbilden, und man werde sich überzeugen, dass ein solcher Mensch während des Genusses derselben keiner vernünftigen Ueberlegung, keines vernünftigen Entschlusses und

keines Nachdenkens fähig sey. Es  
sey also nichts abscheulicher und ver-  
derblicher als die Sinnlichkeit, die,  
wenn sie nach und nach immer mehr  
überhand nähme, am Ende sogar alle  
Kräfte und Fähigkeiten des menschli-  
chen Geistes verzehre.“ So äuserte  
sich Archytas gegen den C. Pontius,  
den Vater jenes Samnitischen Feld-  
herrn, der die Consuls Postumius und  
Veturius bey Caudium schlug. Wenig-  
stens erzählte mir Nearchus von Ta-  
rent, mein Gastfreund, und einer der  
treuesten Freunde des römischen Staats,  
er habe das von ältern Personen so ge-  
hört; auch Plato sey damals bey dieser  
Unterredung zugegen gewesen; und ich  
finde auch, daß Plato unter den Con-  
suls L. Camillus und Appius Claud. in  
Tarent angekommen ist. Wozu aber  
das alles! um es mit Dank zu erken-  
nen, daß, wofern wir die Sinnlichkeit  
nicht durch Vernunft und Weisheit zu  
besiegen vermögen, uns doch wenig-  
stens das Alter unfähig macht, ihr zu

fröhnen. Denn die sinnliche Lust ist eine Feindin alles vernünftigen Nachdenkens: sie verblandet so zu sagen die Augen unsers Verstandes und steht mit der Tugend in gar keiner Verbindung. Sehr ungern entschloß ich mich den L. Flamininus, den Bruder des braven Titus, als achtjährigen Consularen, aus dem Senate zu stossen. Aber ich hielt es für meine Pflicht, seine Ausschweifungen auf diese Art zu brandmarken. Er war es, der sich als Consul bey einem Gastmale in Gallien, von einem Werkzeuge seiner Wollust bereden ließ, einem von den damaligen Staatsgefangenen den Kopf abschlagen zu lassen. Bey seinem Bruder Titus, damaligem Censor, meinem nächsten Vorgänger, wischte er durch. Aber ich und Flaccus, wir konnten ein so äuserst niederrächtiges und bubenmäsiges Betragen, womit er nicht nur sich, sondern auch unsren ganzen Staat schändete, unmöglich übersehen.

(13) Ich habe oft von alten Personen folgende Anecdote erzählen hören, die sie in ihrer Jugend wieder von ältern Leuten gehört haben wollten: C. Fabricius sey ganz verwundert gewesen, als er am Hofe des Königs Pyrrhus, wo er sich als Gesandter aufhielt; von dem Thessalier Cineas erfahren habe, in Athen sey ein Mann, der sich für einen Philosophen ausgebe, und die Meinung habe, man müsse alles, was man thue, in Rücksicht auf sinnliches Vergnügen thun. Und als das Fabricius dem M. Curius und T. Coruncanus erzählt hätte, so hätten beyde recht sehr gewünscht, diesen Grundsatz den Samnitern und dem Pyrrhus einreden zu können, weil sie dann desto leichter zu überwinden seyn würden, wenn sie sich der sinnlichen Lust Preis gegeben hätten. Dieser M. Curius war ein Zeitgenosse von Decius, der sich 5 Jahr vor dem Consulate des Curius, als er selbst zum vierten Male Consul war, für die Republik auf-

opferte. Ihn kannte auch Fabricius und Coruncanius; und beyde hielten sich theils durch ihre eigne Erfahrung, theils durch die so eben benannte That des Decius überzeugt, daß es eine gewisse sittliche Vollkommenheit gebe, die sich durch sich selbst empfehle, und nach deren Besitze jeder gutgeartete Mensch, mit Hintansetzung aller sinnlichen Vortheile, strebe. Warum verliere ich aber so viel Worte über sinnliche Lust? Weil es dem hohen Alter nicht nur zu keinem Vorwurfe, sondern vielmehr zur größten Empfehlung gereicht, daß es keiner Befriedigung sinnlicher Begierden bedarf. Der Greis thut freylich auf Gastmahle, auf beladene Tafeln und berauschende Becher Verzicht. Dafür ist er aber auch vor Trunkenheit, vor verdorbenem Magen, und vor schlaflosen Nächten sicher. Will man aber dem sinnlichen Vergnügen nicht ganz entsagen, da es so verführerische Reitze für uns hat, und deswegen von Plato sehr treffend die Lockspeise des

Lasters genannt wird, womit sich die Menschen wie die Fische in das Netz locken liessen, so kann ja der alte Mann bey einer mäsigen Tischgesellschaft Vergnügen genug geniessen, ohne gerade ein schwelgerisches Gastmahl nöthig zu haben. So habe ich oft in meiner Jugend den alten M. Duilius, den ersten Ueberwinder der Carthaginienser zur See, des Abends aus Gesellschaften nach Hause kommen sehen. Dieser Mann hatte ein groses Vergnügen daran, sich mit Fackeln und Musik begleiten zu lassen: eine Freyheit, die er sich als Privatmann vor allen andern zuerst herausnahm, und wobey ihn blos sein Ruhm schützte. Doch was brauche ich von fremden Personen zu reden, da ich hier mein eigenes Beispiel anführen kann. Unter meinem Quästorat wurden bey Gelegenheit des Tempels, den man für die Magna Mater einrichtete, die sogenannten Sodalitäten bey uns eingeführt. Da habe ich die Sodalen immer bey mir gehabt.

Ich speilste aber schon damals sehr mäsig, ohnerachtet ich noch eine gewisse jugendliche Lebhaftigkeit hatte; die denn freylich bey zunehmenden Jahren täglich mehr und mehr abnimmt. Denn bich suchte das Angenehme bey solchen Gastgeboten nicht in Befriedigung der Sinnenlust; sondern in einer zahlreichen Gesellschaft von Freunden, und in der Unterhaltung mit ihnen. Wenn daher unsere Vorfahren ein solches freundschaftliches Beysammenseyn bey Tische, weil ein gemeinschaftlicher Lebensgenuss dabey Statt findet, *convivium* nannten, so machten sie das viel besser als die Griechen, die in ihrer Benennung blos die Idee des Zusammentrinkens oder Zusammenessens ausdrückten, und also ihre Hauptrücksicht dabey auf etwas zu nehmen schienen, worauf gerade das wenigste ankommt.

(14) Ich bin, weil ich das gesellschaftliche Gespräch so gern habe, selbst von langdauernden Gastereyen

ein großer Freund, wo ich nicht nur mit Personen von meinem Alter, (deren es nur noch sehr wenige giebt) sondern auch mit Ihnen und Ihres Gleichen beysammen bin: und ich danke es dem Alter recht sehr, daß es bey mir die Neigung zum Sprechen vermehrt, und die Lust am Essen und Trinken vermindert hat. Findet aber nun auch einer hieran Vergnügen (denn ich mag nicht das Ansehen haben, als ob ich aller Sinnlichkeit, die vielleicht auch ihre natürliche Bestimmung hat, den Krieg ankündigte) so sehe ich nicht ein, warum das Alter selbst für jene Gattung des Vergnügens keinen Sinn haben sollte. Ich bin ein großer Liebhaber von den sogenannten Magisterien \*), die unsere Vorfahren ein-

\*) Hier werden Gastgebote verstanden, bey denen der Wirth, oder der, der sie dirigit und gewissermaßen den Vortrinker macht, *magister convivii* oder *modimperator*, genannt wurde. Daher die Ausdrücke bey Horaz Od. 1, 4. 17. *regna vini*, und 2, 7. 25. *arbiter bibendi*, mehr den Griechen

geführt haben: ein großer Liebhaber von den Unterhaltungen, die nach alter Art von dem Obersten bey Tische an bis zum Untersten, mit dem Becher in der Hand fortgesetzt werden; desgleichen von jenen kleinen tropfenden Bechern, wie sie Xenophon in seinem Gastmahle schildert \*); von Sommer-Erfrischungen, von Erwärmungen an der Sonne, oder am Caminfeuer: Er götzlichkeiten, die ich mir alle auf meinem Sabinum zu verschaffen suche, wo ich meinen Tisch täglich von guten Freunden und Nachbarn voll habe, und wo wir oft bis in die späte Nacht

nachgebildet, wo in ähnlichem Sinne βασιλεῖς, und ἀρχοντες τῆς πόσεως, Könige, Oberaufseher des Trinkens, vorkommen. s. Plat. Sympos. 31.

\*) Die Stelle ist bey Xenoph. Sympos. 2, 26. wo Socrates, für den wahren Genuss des Weins, kleine Becher empfiehlt, aus welchen einem der Wein nur tropfenweise zufliest, im Gegensatze jener ungeheuern Pokale, woraus er Stromweise genossen wird, und die nur betäubenden Rausch zur Folge haben.

unter mannichfältigen Gesprächen bey-  
sammen sind.

Indessen, sagt man, empfindet doch der Alte bey solchen Vergnügungen gleichsam den hohen Grad von Kützek nicht. Das ist wahr: aber er hat auch gar kein Verlangen darnach. Wornach man aber nicht verlangt, das entbehrt man auch ohne üble Empfindung. Sophocles antwortete sehr brav, als ihn, einen schon ziemlich bejahrten Mann, einmal einer fragte, ob er nicht noch ein Liebschaftchen hätte: Gott bewahre mich, sagte er, ich bin froh, daß ich der groben tollen Herrschaft aus dem Dienste entlaufen bin. — Leuten, die auf solche Dinge erhitzt sind, mag es freylich wohl lästig und unangenehm seyn, ihrer zu entbehren. Wer aber genossen hat und gesättigt ist, dem ist der Mangel gewiss weit angenehmer als der Genuss. Wiewohl bey demjenigen, der kein Bedürfniss hat, auch kein Mangel statt findet. Ich behaupte daher, kein Bedürfniss haben, ist ange-

nehmer, als genießen. Und gesetzt auch, die Jugend genießt dergleichen Vergnügungen angenehmer, so betrifft erstlich dieser Genuss, wie gesagt, nur Kleinigkeiten, und zweytens Dinge, die dem Alter, wenn es ihrer auch nicht im höchsten Maase genießen kann, doch nicht ganz versagt sind. Wer im Theater vorne an sitzt, genießt das Spiel eines Turpio Ambivius \*) freylich vollkommener; aber wer es vom hintersten Platze sieht, genießt es doch auch. Und so hat vielleicht die Jugend ein lebhafteres Gefühl für sinnliches Vergnügen, da es ihr so nahe liegt: allein auch der Greis kann sich dessen, bey aller seiner Entfer-

\*) Ein geschickter komischer Schauspieler zu den Zeiten des Terenz, nicht aber der Name eines dramatischen Stücks, wie der Verfasser einer im Jahre 1799 erschienenen Uebersetzung geglaubt haben mag, wenn er hier übersetzt: *wenn der Turpio Ambivio aufgeführt wird.* Im Dialog über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit Cap. 20. wird jener Schauspieler ausdrücklich neben dem bekannten Roscius genannt.

nung davon, in einem für ihn hinlänglichen Grade freuen. Welch ein Gewinn ist es aber, wenn sich unser Geist dem Dienste der Wollust, des Ehrgeizes, der Eitelkeit und aller Begierden und Leidenschaften, entlassen fühlen, wenn er gleichsam in sich selbst wohnen, mit sich selbst leben kann? Man setze, daß er noch durch Wissenschaften und Nachdenken genährt wird, so ist gewiß keine Lage beneidenswürdiger, als die des geschäftlosen Alters. C. Gallus, der Freund Ihres Vaters, Scipio, starb, so zu sagen, über seinen astronomischen und geographischen Messungen. Wie oft übereilte ihn nicht der Tag, wenn er sich den Abend vorher zum Zeichnen niedergesetzt, wie oft die Nacht, wenn er früh damit angefangen hatte! Wie freute er sich, uns eine Sonnen- oder Mondfinsterniß vorher sagen zu können! Dies ist auch der Fall bey minder schweren aber doch auch Nachdenken erfordern- den Geistesbeschäftigungen. Wie viel

that sich nicht Nävius auf sein Bellum Punicum, wie viel nicht Plautus auf seinen Truculentus und Pseudolus zu Gute! Livius Andronicus, den ich noch in seinem hohen Alter gekannt habe, gab schon 6 Jahr vor meinem Eintritt in die Welt, unter den Consuln Cento und Tuditanus, eine seiner Comödien, und lebte noch, da ich schon zum Manne herangewachsen war. Mit welchem Eifer studierte nicht Licinius Crassus, oder auch P. Scipio, der nur vor wenigen Tagen Pontif. M. geworden ist, das Pontifical- und Civilrecht? Und diese mit so viel Enthusiasmus studierenden Männer waren dabey alle in hohem Alter. M. Cethegus, den Ennius mit Recht *medulla Suadae* nennt, wie gross war nicht sein Eifer, womit er sich noch als Greis in der Beredsamkeit übte! Was giebt es wohl auf Schmausereyen, beym Spiele, oder in den Armen einer Buhlerin für Lustgefühle, die mit diesen Geistesergötzungen in Vergleichung kommen könnten?

So viel über Beschäftigung mit gelehrtener Wissenschaften. Verständige und wohlerzogene Menschen werden an ihnen mit den Jahren immer mehr Geschmack gewinnen, und es gereicht daher dem Solon zur Ehre, wenn er, wie ich schon oben bemerkt habe, in einem seiner Gedichte sagt, *er werde unter beständigem Lernen alt.* Das ist Wollust des Geistes, über die gewiss keine andere geht.

(15) Ich komme nun auf die Freuden des Landbaues; die für mich unbeschreiblich viel Reitz haben; Freuden, die durch keine Stufe des höhern Alters verleidet werden, und meines Erachtens dem Geschmacke und der Lebensart eines Weisen am angemessensten sind. Denn sie hängen von der Erde ab, die sich immer willig beherrschen lässt, und das, was sie empfiegt, nie ohne Gewinn wieder giebt, der zuweilen freylich auch sparsam, allein mehrentheils überwiegend ausfällt. Indessen macht mir nicht blos ihre Aus-

beute, sondern auch die Bemerkung der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte Vergnügen! Wenn sie jetzt den ausgestreueten Saamen in ihren lockern Schools aufgenommen hat, so hält sie ihn erst, nachdem er durch das sogenannte Ein-eggen ganz in ihre Mitte gebracht worden ist, einige Zeitlang verschlossen. Nun wird er durch die erwärmende und befruchtende Feuchtigkeit der Erde erweicht, springt auf, und keimt in ein Gräschchen hervor, das durch seine eigenen Wurzeln genährt nach und nach aufsproset, sich in einem knotigen Halme emporhebt, und so zu sagen in seiner eigenen Scheide fortwächst, bis es sich allmählig daraus entwickelt, und eine regelmäsig gebildete Fruchthäre zeigt, welche gegen den Anflug der kleineren Vögel mit einer Pallisade von Spitzen verwahrt ist. Wo soll ich vollends anfangen, um Ihnen das Anpflanzen, das Aufsprossen, und das fernere Wachsthum des Weinstocks zu schil-

dern? Ich finde ein grenzenloses Vergnügen darin, Sie mit den Freuden meines ruhevollen Alters bekannt zu machen. Nichts von jener erzeugenden Kraft der Erde zu erwähnen, die aus dem so äuserst kleinen Feigensaamen, aus einem Weinbeerkerne, oder andern winzigen Frucht- und Strauchgesäme, so mächtige Stämme und Aeste bildet, kann uns nicht schon die Be- trachtung eines jungen Spröslings, ei- nes Pflänzchen, eines Ranken, eines Stöpflings, eines Absenkers, in die an- genehmste Bewunderung setzen? Der Weinstock ist von Natur so schwach und schwank, dass er ohne Stütze ge- gen die Erde sinkt: er hat aber dafür seine handartigen Häckchen, womit er sich an allem, was er erreichen kann, festhält. Fängt er an mit üppigem Triebe auszuschweifen, so beschneidet ihn der kundige Winzer, damit er nicht zu viel Wald bekomme, und sei- ne Ranken nicht zu weit umher aus- breite. Mit dem Eintritte des Früh-

lings tritt an den zurückgelassenen Theilen oder gleichsam Gliedern der Rebe das sogenannte Auge hervor, woraus sich in der Folge die Traube entwickelt. Diese schwillt theils durch die Feuchtigkeit der Erde, theils durch die Sonnenwärme immer mehr auf: ihr anfangs herber Saft verwandelt sich bey eintretender Reife in Süßigkeit, und ihre Blätterbekleidung ist so eingerichtet, daß sie die gehörige Sonnenwärme empfängt, und zugleich vor allzugroser Hitze verwahrt wird. Wie erquickend ist ihr Genuss, wie entzückend ihr Anblick? Doch, wie schon gesagt, nicht der Nutzen und die Ausbeute des Weinstocks ist es allein, was mir so viel Freude macht. Selbst seine ganze Behandlung, und Natur, die langen Reihen von Stützen, das Zusammenbinden am Wipfel, das Anbinden, das Ausbreiten der jungen Reben und Ranken, das Beschneiden derselben, das Absenken, alles das ergötzt mich eben so sehr. Dann kommt das Wässern,

das Umreisen, das Behacken, wodurch das Erdreich so viel an Fruchtbarkeit gewinnt. Ueber den Nutzen des Düngens habe ich mich in meinem Buche vom Feldbau erklärt; der einsichtsvolle Hesiodus sagt davon in seinem Werke kein Wort. Aber Homer, der nach meiner Rechnung mehrere Jahrhunderte früher lebte, läfst den alten Laértes, um sich die Sehnsucht nach seinem Sohne zu mildern, mit Graben und Düngern beschäftigen \*). Das Angenehme der Landwirthschaft besteht aber nicht allein durch ihre Saaten, Wiesen, Weinanlagen, und Holzungen, — sondern auch durch Gemüse- und Obstgärten, durch ihre Viehweiden, Bienenzucht, und die mannichfaltigste Blumenerziehung. Nicht nur das Einsäen ist interessant, sondern auch das Einimpfen, eine der feinsten Erfindungen, die im Gebiete der Landwirthschaft gemacht worden sind.

\*) Beym Homer Odyss. 24, 225. und 241. ist nur vom Graben die Rede.

(16) Ich könnte über die Freuden des Landlebens noch weit mehr sagen, allein ich sehe, daß ich schon zu weit läufig geworden bin. Sie werden mir das aber zu gute halten. Denn erstlich hat mich mein grosser Enthusiasmus für Gegenstände des Landbaues zu dieser langen Abschweifung verführt, und dann schwatzt ja das Alter (damit Sie nur sehen, daß ich es nicht für ganz fehlerfrey halte) so gerne mehr als nöthig ist. M. Curius lebte, nachdem er über Samniter, Sabiner und Pyrrhus triumphirt hatte, auf dem Lande bis an seinen Tod. Beym Anblicke seines nicht weit von dem Meinigen liegenden Landguthes, weiss ich nie, ob ich mehr die Enthaltsamkeit des Besitzers, oder die glückliche Verfassung jener Zeiten bewundern soll. Dieser Curius saß einmal an seinem Camine, als die Samniter sich mit einer grosen Last Goldes bey ihm anmeldeten: allein er liess sie damit abweisen. Viel Gold zu besitzen, meinte er, wäre bey weiten nicht so

viel werth, als Leuten, die viel Gold hätten, zu gebieten. Musste nicht eine Denkungsart von dieser Grösse ein glückliches Alter hervorbringen? Doch ich wende mich, um nicht von mir selbst abzukommen, wieder zu den Landwirthen. In jenen alten Zeiten lebten selbst Senatoren, und zwar in hohen Jahren, auf dem Lande. L. Quint. Cincinnatus bekam über dem Ackern die Nachricht, daß er zum Dictator ernannt worden sey, und auf Befehl dieses Dictator schafte sein Adjutant Servilius Ahala, den Sp. Mälius, der die Oberherrschaft an sich reissen wollte, noch vor dem Ausbruche des Plans, aus dem Wege \*). Curius und mehrere alte Senatoren wurden von ihren Landgütern durch die sogenannten *viatores* in den Senat abgeholt. Waren nun wohl diese Alten, die am Feldbau so viel Vergnügen fanden, deswegen weniger glücklich zu preisen? Mei-

\*) Die Geschichte steht beym Livius 4,  
12—16.

nes Frachtens giebt es für das Alter gar keine glücklichere Lebenslage: nicht nur in Beziehung auf Pflicht, weil der Feldbau für das ganze Menschenge- schlecht so wohlthätig ist, sondern auch weil er so viel angenehme Empfindun- gen, und so viel Ueberfluss an allen den Dingen gewährt, die der Mensch sowohl zu seinem Unterhalt, als auch zur Verehrung der Gottheit nöthig hat; Vorzüge, die uns, gewissen Liebhabern zu gefallen, mit der Sinnlichkeit wohl aussöhnen könnten. Denn bey einem guten und fleisigen Landwirthe findet man Keller, Oelfass und Speisekammer immer voll. In seiner Wirthschaft ist alles voll auf: da giebts immer Schweine, Ziegen, Lämmer, Federvieh, Milch, Käse und Honig die Menge. Den Garten nennen die Landleute ihr *Geräuchertes*; aber auch dadurch wird der ländliche Aufenthalt gewürzt, daß man die Nebenstunden mit Vogelfang und Jagen ausfüllen kann. Eine grüne Wiese, eine Fruchtbaumallee, eine  
g. Theil. A a

Weinanlage, eine Oelpflanzung, wie schön ist das alles! doch ich fasse mich kurz. Es lässt sich nichts nützlicheres, und zugleich nichts schöneres denken, als ein wohl angebautes Feld, und das Alter ist dem Genusse dieser Schönheiten nicht nur nicht hinderlich, sondern es befördert und vermehrt ihn auch noch. Denn wo hat wohl ein Greis schönere Gelegenheit, sich an der Sonne oder am Feuer angenehm zu erwärmen, oder wo kann er sich im Schatten und im Wasser heilsamer erfrischen? Mögen sich andere doch mit ihren Waffen, Pferden, Spiesen, Keulen, Bällen, Schwimmen und Wettlauen belustigen. Uns Alten lasse man von allen den unzähligen Spielgattungen höchstens die Würfel: wiewohl auch das nicht nothwendig ist, da auch ohne sie ein glückliches Alter Statt finden kann.

(17) Die Schriften Xenophons haben einen sehr mannichfaltigen Nutzen: ich rathe Ihnen, die Lectüre derselben

recht fleissig fortzusetzen. Wie viel Worte lässt sichs dieser Schriftsteller in seiner Abhandlung über die Hauswirthschaft, die er Oekonomikus betitelt hat, nicht kosten, um das Lob des Feldbaues zu verkündigen. Dass er ihn für eine wahrhaft königliche Beschäftigung hält, werden Sie aus folgender Anecdote ersehen, die er den Socrates dem Critobulus erzählen lässt. Als der grosse Lysander von Lacedämon nach Sardes zum jüngern Cyrus, einem durch Einsichten und Tapferkeit ausgezeichneten Persischen Fürsten gekommen sey, um ihm von seinen Bundesgenossen Geschenke zu überreichen, so habe ihn dieser Fürst nicht nur überhaupt sehr freundschaftlich und lieblich aufgenommen, sondern ihm auch unter andern ein umzäuntes und mit vielem Fleise bearbeitetes und bepflanztes Gartenstück gezeigt. Lysander sey über den schlanken Wuchs der Bäume, über die schöne Symmetrie ihrer Reihen, über die ausnehmende Lockerheit und

Reinheit des Erdreichs, und über die Wohlgerüche, die ihm von den Blumenbeeten entgegen dufteten, ganz entzückt gewesen, und habe geäusert, dass ihn nicht allein die fleisige Bearbeitung des Gartens, sondern vorzüglich auch die Geschicklichkeit des Künstlers, der die ganze Anlage dazu entworfen, in Verwunderung setze. Darauf habe ihm Cyrus gestanden, er selbst habe diese Anlagen gemacht, diese Alleen, diese Quartiere habe er selbst so eingerichtet, und viele von diesen Bäumen habe er selbst hingepflanzt. Lysander, dem der königliche Purpur, das glanzvolle Aeusere des Fürsten, und sein Persischer von Gold und Edelsteinen strotzender Schmuck jetzt erst recht in die Augen fiel, habe dann das Bekenntniß gethan, mit vollem Rechte halte die Welt den Cyrus für den glücklichsten Sterblichen, weil bey ihm Vorzüge des Geistes mit eben so grossem Glücke vereint wären.

So glücklich kann also ein Greis leben. Sein Alter hindert ihn an keiner Art von Genuss, und er kann besonders die Beschäftigungen des Landbaues bis an die äusersten Grenzen seines Lebens verfolgen. M. Valer. Corvus wurde, wie wir aus der Geschichte wissen, hundert Jahre alt; und war, als er sich aufs Land begab, und da den Feldbau trieb, bereits in hohen Jahren; denn zwischen seinem ersten und sechsten Consulate vergiengen 46 Jahre. Die Laufbahn seines Ruhms fällt also gerade so viel Jahre in sich, als unsere Vorfahren bis zum Anfange des höhern Alters festgesetzt haben. Der letztere Abschnitt seines Lebens war für ihn um so viel glücklicher, als die mittlere Epoche desselben, da er in jenem mehr Achtung genoss, und weniger anstrengende Arbeit hatte. Diese Achtung ist die Krone des Alters. In welch einem hohen Grade genoss sie nicht ein Gæ. Metellus, ein Atilius Galatinus? Das zeigt die bekannte und in ihrer Art

einige Inschrift auf dem Grabsteine des letztern: *Die Nationen sind einstimmig darüber, dass er der Erste unter den Römern war.* So ein Mann, über dessen Vorzüge ganze Nationen einverstanden waren, verdiente wohl die höchste Achtung mit Recht. Ein P. Crassus, der Pontifex Max. M. Lepidus, der nachher dieselbe Würde bekleidete, ein Paulus, ein Africanus, ein Maximus, was waren das nicht alles für Männer? Nicht nur ihre lauten Urtheile, sondern auch schon jeder stumme Blick, jeder Wink von ihnen konnten Achtung und Ehrfurcht einlösen. Diese Achtung, die Folge eines ruhmvollen Alters ist gewiss unendlich mehr werth, als alle sinnliche Freuden der Jugend.

(18) Uebrigens bitte ich nicht zu vergessen, dass ich bey allem, was ich Gutes vom Alter sage, immer nur ein solches Alter im Sinne habe, das die Folge einer tugendhaft verlebten Jugend ist. Und hieraus folgt, (was ich

einmal mit allgemeinem Beyfalle öffentlich gesagt habe), dass jeder Alte bedauernswürdig ist, der nöthig hat, sich in einer öffentlichen Rede zu rechtferigen. Graue Haare und Runzeln können nicht gleich Achtung einflösen: diese ist nur die letzte Belohnung einer tugendhaft verlebten Jugend. Dass ein Greis besucht wird, dass man seinen Umgang wünscht, dass man ihm auf der Strasse ausweicht, vor ihm aufsteht, dass man ihn hin und her begleitet, und sich Raths bey ihm erholt, das alles scheint unbedeutend und alltäglich zu seyn, allein es sind doch alles Merkmale von Achtung, auf die nicht nur bey uns, sondern an jedem Orte um so viel mehr gehalten wird, je gesitteter seine Einwohner sind. Ly-sander, dessen ich so eben gedacht habe, pflegte zu sagen, für einen alten Mann wäre Lacedämon der ehrenvollste Aufenthalt, weil man nirgends das Alter in so hohem Grade ehrt wie hier. Es wird erzählt, dass, als einmal in

Athen ein alter Mann ins Theater gekommen wäre, keiner von den in Menge anwesenden Atheniensern ihm einen Platz angeboten hätte; hingegen die Lacedämonischen Gesandten, die dort ihre bestimmten Sitze haben, waren, als der Alte sich ihnen genähert, sogleich alle aufgestanden, und hätten ihn Platz nehmen lassen. Alle Anwesenden gaben ihren lauten Beyfall zu diesem Be- tragen zu erkennen; und einer davon soll gesagt haben, *die Athenienser wüssten wohl was recht wäre, sie thäten nur nicht darnach.* Unser Colle- gium hat viele treffliche Einrichtungen; aber das ist gewiss eine der besten, daß der älteste Augur allemal die erste Stimme im Vortrage hat, und die Alten nicht nur den Vornehmern, sondern auch den regierenden Magistrats- personen vorgezogen werden.

Was sind alle sinnlichen Freuden der Jugend gegen diese belohnenden Merkmale von Achtung und Ehrfurcht? Wer diese recht ausgezeichnet genossen hat,

der hat die Rolle seines Lebens nicht, wie ein schlechter Schauspieler, noch im letzten Auftritte verhunzt, sondern rein und gut ausgespielt. Freylich giebt es auch mürrische, misstrauische, zornige, hartherzige und auch geitzige Altes allein das sind Fehler des Characters, und nicht des Alters. Vielleicht verdient auch jenes mürrische Wesen und die übrigen benannten Fehler einige Entschuldigung, die bey aller ihrer Unzulänglichkeit, doch wenigstens nicht ganz ungegründet ist. Die Alten glauben gewöhnlich, sie würden verachtet, zurückgesetzt und verspottet. Ueberdem ist bey einem schwächlichen, kraftlosen Körper das Gefühl einer Beleidigung doppelt unangenehm. Indessen erscheinen alle diese Folgen des Alters in Verbindung mit einer guten Denkungsart und wissenschaftlicher Bildung weit milder. Das zeigt sich nicht nur im wirklichen Leben, sondern man kann es auch auf dem Theater an den beyden Brüdern in den Adelphis wahrneh-

men. Wie hart und barsch ist der eine, und wie sanft und gefällig der andere? So ist's in der That. Nicht jeder Wein versauert, wenn er alt wird, und so wird auch nicht jeder Mensch blos durch das Alter ungeniesbar. Ernsthaftigkeit kann ich am Alter wohl leiden, nur muß sie, wie alles andere, Maas und Ziel halten. Vom mürrischen Eigensinn halte ich durchaus nichts. Der Geitz ist mir bey einem alten Manne ganz unbegreiflich. Denn was kann wohl abgeschmackter seyn, als zu einer Reise von wenigen Stunden, sich mit einer Zehrung auf Jahre lang versehen zu wollen.

(19) Nun ist noch der vierte und letzte Punkt übrig, wobey wohl einem Alten, sollte man denken, angst und bange werden müßte, nämlich der Tod, der freylich dem Alter sehr nahe liegt. Aber das wäre auch ein elender Alter, der binnen der langen Zeit seines Lebens den Tod nicht verachtet gelernt hätte. Entweder der Tod vernichtet

unser ganzes Wesen, oder er versetzt unsre Seele in einen Zustand, wo Unsterblichkeit ihrer wartet. Im ersten Falle kann er uns ganz gleichgültig seyn, und im zweyten hätten wir ihn uns vielmehr zu wünschen. Einen dritten Fall giebts nicht, Warum soll ich mich also ängstigen, wenn ich nach dem Tode entweder gewiss glückselig, oder doch ganz gewiss nicht unglücklich seyn werde? Und sollte sich wohl selbst ein Jüngling die thörichte Ueberzeugung anmassen, daß er den Abend ganz gewiss erleben werde? Im Gegentheil ist das Jünglingsalter weit mehr tödtlichen Zufällen unterworfen, als das unsrige. Der Jüngling verfällt weit leichter in Krankheit; die Krankheiten sind bey ihm weit gefährlicher, die Heilung weit beschwerlicher und mislicher. Daher erreichen auch wenige ein hohes Alter: wäre das nicht, Tugend und Weisheit würden nicht so selten unter den Menschen seyn. Denn Verstand und Weisheit ist nur das Eigen-

thum des Alters, und wir würden gar keine bürgerlichen Gesellschaften haben, wenn es nie solche Alte gegeben hätte. Doch ich komme wieder auf den uns bevorstehenden Tod zurück. Wie kann das dem Alter zum Vorwurfe gereichen, was die Jugend augenscheinlich mit ihm gemein hat? Der Gedanke an meinen braven Sohn, und an ihre so hoffnungsvollen Brüder, lieber Scipio, lässt michs nur zu sehr empfinden, daß der Tod in jedem Abschnitte des menschlichen Lebens herrscht. Aber der Jüngling, sagt man, hofft doch, daß er noch länger leben werde: das kann hingegen der Alte nicht. Diese Hoffnung ist thöricht. Denn ist es nicht höchst unvernünftig, das Ungewisse für gewiss, oder das Falsche für wahr zu halten? — Der Greis, sagt man ferner, hat ja aber gar nichts mehr zu hoffen. De sto besser ist er daran, als der Jüngling. Was dieser erst noch hofft, hat jener schon erlangt. Dieser wünscht lange zu leben, jener hat es schon.

Und mein Gott, was heißt wohl im menschlichen Leben lange? Man nehme das höchste menschliche Alter an: man hoffe die Jahre des Tartessischen Fürsten Archanthonius in Gades zu erreichen, der laut der Geschichte 80 Jahre regierte und 120 Jahre alt wurde. Ich kann doch keine Zeit, die einmal ihr Ende haben wird, für sehr lang halten; denn wenn das Ende da ist, dann schwindet auch die ganze Vergangenheit, und nur die Ausbeute unserer guten Handlungen bleibt zurück. Stunden, Tage, Monate und Jahre eilen dahin. Die vergangene Zeit kommt nicht wieder, und die Zukunft ist ungewiss. Jeder Mensch muss mit dem Maase von Leben, das ihm zu Theil wird, zufrieden seyn. Ein Schauspieler muss, um Beyfall zu erhalten, nicht eben erst seine ganze Rolle ausgespielt haben: wenn er nur in jedem einzelnen Acte gefällt. Und so braucht auch der Weise nicht bis auf den letzten möglichen Augenblick zu leben. Auch

eine kurze Lebenszeit ist lang genug dazu, um tugendhaft leben zu können. Lebt man aber länger, so braucht man dabey keine üblern Empfindungen zu haben, als der Landmann, wenn er den reitzenden Frühling im Rücken, und den Sommer und Herbst eintreten sieht. Der Frühling ist das Bild der Jugend, und zeigt die Aussichten zu künftigen Früchten. Die darauf folgende Zeit ist die Zeit der Ernde und des Genusses. Die Ernde des Alters besteht nun, wie gesagt, in der Rück-erinnerung an das viele Gute, was man sich bisher erworben hat. Ferner ist alles gut, was nach der Ordnung der Natur erfolgt. Nichts ist aber natürlicher, als dass ein Alter stirbt. Hat der Jüngling dieses Schicksal, so ist das wider die Regel der Natur. Der Tod des Jünglings kommt mir so vor, wie wenn eine Flamme mit einem Strome Wasser gelöscht wird. Der Tod des Greises gleicht einem Lichte, dessen Flamme ohne äusere gewaltsame

Ursache von sich selbst allmälig verschwindet. Ein unreifer Apfel muß mit Gewalt abgerissen werden: er fällt aber von sich selbst ab, wenn er reif ist. So der Jüngling. Sein Tod ist gewaltsame Zerstörung. Der Tod des abgelebten Greises ist vollendete Reife. Auf diese Vollendung freue ich mich. Jeder nähere Schritt zum Grabe läßt mich gleichsam Land erblicken, und belebt meine Hoffnung, nach einer langwierigen Schiffahrt endlich einmal in den Hafen einlaufen zu können.

(20) Jedes Alter des Menschen hat seine bestimmte Grenze. Das hohe Alter aber hat dergleichen nicht. Die glückliche Lage desselben dauert so lange, als man im Stande ist, seinen Pflichten und Geschäften Genüge zu thun, und den Tod zu verachten. Darin liegt es denn, daß das Alter immer beherzter und unerschrockener ist, als die Jugend. Wenigstens hat das Solon durch die Antwort bewiesen, die er einmal dem Pisistratus auf die Frage

gab, worauf er sich denn bey seinem hartnäckigen Widerstande stütze? *Auf mein Alter*, antwortete Solon. Das wünschenswürdigste Lebensende ist, wenn der Mensch den Gebrauch seines Verstandes und gesunder Sinne bis zu Letzt behält, und die Natur ihr Werk selbst wieder zerstört. Wer das Schiff gebaut hat, kann es selbst am leichtesten wieder einreissen; und so kann auch die Natur die Maschine des menschlichen Körpers am besten und leichtesten selbst wieder zerstören. Nun lässt sich aber jedes frisch zusammengesetzte nur sehr schwer zertrennen, welches bey alten Sachen weit leichter geschieht. Ein Alter hat daher weder Ursache sich die Verlängerung seines ohnehin kleinen Restes von Leben zu wünschen, noch auch auf unnatürliche Verkürzung desselben zu denken. Pythagoras sagt ausdrücklich, es sey sündlich, ohne Ordre seines Befehlshabers, das ist, der Gottheit, den Posten des Lebens verlassen zu wollen.

Der weise Solon äusert zwar in seiner Grabschrift den Wunsch, von seinen Freunden beweint und betrauert zu werden: das that er ohne Zweifel, um sich ihrer Liebe und ihres Andenkens zu versichern. Indessen halte ich folgenden Gedanken des Ennius für weit edler:

*Niemand weine, niemand klage  
über meiner Gruft.*

Er wollte wohl damit sagen, ein Tod, der Unsterblichkeit zur Folge habe, sey nie beklagenswerth. Empfindung und Bewußtseyn sind bey dem Sterbenden, zumal bey einem Alten, nur von sehr kurzer Dauer. Nach dem Tode ist beydes entweder ein Glück, oder es findet gar nicht statt. Ueberhaupt muss das von Jugend auf unser grösstes Bestreben seyn, dass wir den Tod verachten lernen. Ohne das gelernt zu haben, kann kein Mensch ruhig und zufrieden leben. Denn sterben müssen wir einmal: ob aber eben heute, das ist ungewiss. Wie kann aber

ein Mensch in ruhiger Gemüthsverfas-  
sung seyn, wenn er alle Augenblicke  
den Tod fürchtet. Ich darf mich, oh-  
ne weiter über diesen Umstand ein  
Wort zu verlieren, nur auf folgende  
grosse Beyspiele berufen. Brutus opfer-  
te der Freyheit des Vaterlandes sein  
Leben. Die beyden Decier sprengten  
mit verhängten Zügeln ihrem Tode ent-  
gegen. Attilius bestieg das Blutgerüste,  
um seinen Feinden das gegebene Wort  
zu halten. Zwey Scipionen fässten den  
kühnen Entschluss, mit ihren eigenen  
Körpern den Karthaginiensern den Weg  
zu versperren. Dem L. Paullus kostete  
die Unbesonnenheit seines Collegen in  
dem unglücklichen Treffen bey Cannä  
das Leben. M. Marcellus starb so edel,  
daß selbst sein grausamer Feind sichs  
zur Pflicht machte, dessen Beerdigung  
zu bewerkstelligen. Doch es bedarf  
nicht einmal dieser Beyspiele: ich darf  
nur aus meinen Origines anführen,  
daß unsere Truppen sich oft mit fro-  
hem Muthe an Plätze gewagt haben,

wo sie zuverlässig voraus sahen, daß sie ihren Tod finden würden. Wovor sich also junge ungebildete und meist aus dem Landvolke zusammen geworbene Menschen nicht fürchten, davor sollten sich einsichtsvolle und aufgeklärte Greise fürchten? Ueberhaupt glaube ich, daß die Liebe zum Leben dann aufhört, wenn das Gefühl unserer Schwachheit und Unthätigkeit eintritt. Das Kind hat sein bestimmtes Fach, worin es thätig ist, und womit sich schon der Jüngling nicht mehr abgiebt. Der Jüngling hat seine eigenen Beschäftigungen, wovon der gesetzte Mann keinen Gebrauch macht. Dieser hat wieder seine eigene Art thätig zu seyn, worin es ihm der Greis nicht nachthut. Und so giebt es auch Beschäftigungen, für welche nur der abgelebte Greis noch empfänglich ist. Wie also der Mensch mit jedem neuen Abschnitte seines Lebens seine vorigen Beschäftigungen mit andern vertauscht, so giebt es auch für den Greis einen

Zeitpunkt, wo er seine letzte Thätigkeit ganz verliert; dann ist er seines Lebens satt, und zum Tode reif.

(21) Doch warum sollte ich es nicht wagen, Ihnen meine Gedanken vom Tode frey heraus zu sagen? Vielleicht kann ich um so viel richtiger darüber urtheilen, je näher ich ihm selbst bin. Ich glaube also, Ihre erhabenen Vorfahren, meine innigen Freunde, leben jetzt wirklich noch. Ich glaube, sie geniessen ihr Leben jetzt erst im schönsten Sinne des Worts. So lange wir uns in dem Kerker dieses irdischen Körpers befinden, so lange haben wir mit dem lästigen Gefühle des Zwanges und der Mühseligkeit zu kämpfen. Denn unser Geist stammt vom Himmel, und diese Erde, auf welche er herabgeworfen und erniedrigt worden, ist seiner göttlichen unsterblichen Natur nicht angemessen. Dafs aber die Gottheit menschliche Körper mit jenen geistigen Wesen beseelte, geschah ohne Zweifel wohl in der Absicht, um

Geschöpfe zu bilden, welche fähig wären, den Erdboden zu bewohnen, ihn anzubauen, und die planvolle Harmonie, die sie in den obern Theilen der Schöpfung wahrnehmen konnten, zum Maßstabe ihres eigenen Lebens zu machen. Davon überzeugt mich nicht nur mein eignes Nachdenken, sondern auch das Beispiel grosser Philosophen, die eben so gedacht haben. Pythagoras und seine Schüler, die sonst, weil sie sich bey uns niedergelassen hatten, Italische Philosophen genannt wurden, sollen behauptet haben, unsere Seelen wären eben so viel abgesonderte Theile des ganzen göttlichen Wesens. Ich wurde überdies auch mit den Grundsätzen bekannt gemacht, welche Sokrates, den selbst der Delphische Apollo für den weisesten Menschen erklärt hatte, an seinem Sterbetage über die Unsterblichkeit der Seele geäussert habe. Kurz, meine feste Ueberzeugung ist folgende: da unsere Seele eine so äuserst schnelle Wirksam-

keit, ein so starkes Erinnerungs- und Folgerungs- Vermögen besitzt, da sie die Quelle so mannichfaltiger Künste, Kenntnisse und Erfindungen ist, so läfst sich nicht denken, daß ein so ausgestattetes Wesen sterblich seyn sollte. Da ferner unsere Seele in unablässiger Thätigkeit ist, die durch keine äusere Ursache bey ihr angefangen wird, weil sie durch sich selbst wirkt, so wird sie auch ohne Zweifel kein Ende haben, weil die Seele ihre Thätigkeit gewiß nicht selbst unterbrechen wird. Unsere Seele ist auch ein einfaches, aus keinen ungleichartigen Theilen zusammengesetztes Wesen, und es findet daher bey ihr nie eine Absonderung von Theilen statt. Wenn das ist, so kann sie auch nie vernichtet werden. Und weil endlich die Kinder eine große Menge wissenschaftlicher Begriffe so äußerst schnell auffassen und behalten, als wenn sie ihnen nie ganz fremd gewesen, sondern nur in Erinnerung gebracht worden wären,

so ist das wohl ein starker Beweis, dass in der menschlichen Seele diese Begriffe schon vor ihrer Verbindung mit dem Körper vorhanden seyn müssen.

(22) Das waren Platonische Grundsätze. Beym Xenophon aber erklärt sich der sterbende Cyrus gegen seine Söhne darüber folgendermaasen: „Stellt euch nicht vor, meine lieben Söhne, ich werde, wenn ich jetzt von euch scheide, mein ganzes Daseyn verlieren. Mein Geist war euch ja bisher auch nicht sichtbar, sondern ihr schlossst von meinen Handlungen auf das Daseyn desselben in meinem Körper. Also glaubet auch dann, wenn ihr mich nicht mehr sehen werdet, dass ich noch lebe. Wir würden berühmte Männer nach ihrem Tode nicht in so ehrenvollem Andenken haben, wenn ihr Geist nicht geschäftig wäre, dieses Andenken unter uns zu erhalten. Ich wenigstens habe mich nie davon überzeugen können, dass die menschlichen

Seelen nur so lange lebten, als sie ihre Körper bewohnen, und stürben, sobald sie dieselben verlassen hätten; oder dass die Seele dann, wenn sie aus dem geistlosen Körper herausgegangen wäre, selbst ohne Geist und Leben seyn würde: ich glaube vielmehr, die Seele wird dann erst recht geistig, wenn sie vom Körper getrennt, blos in ihrem einfachen reinen Wesen zu leben anfängt. Ferner, wenn die menschliche Maschine durch den Tod zerstört wird, so weiss man genau, wo jeder ihrer Bestandtheile hinkommt. Sie gehen alle dahin zurück, wo sie hergekommen waren. Die Seele hingegen wird uns weder vor noch nach ihrer Scheidung vom Körper sichtbar. Dem Tode ist, wie ihr wißt, nichts ähnlicher als der Schlaf. Im Schlaf aber verrathen die Seelen ihre göttliche Abkunft am deutlichsten. Denn sie schauen, in diesem Zustande der Abspannung und der Freyheit, viele Dinge in der Zukunft. Und hieraus lässt

Sch abnehmen, wie sie erst dann beschaffen seyn müssen, wenn sie von den Banden des Körpers ganz befreyer seyn werden. Diesem zu Folge habt ihr also Ursache, mich wie einen Gott zu ehren. Gienge aber auch die Seele mit dem Leibe zu Grunde, nun so fürchtet doch wenigstens die Gottheit, welche diese große schöne Welt beherrscht und erhält, und lasset euch das Andenken an mich heilig seyn.“

(23) Das sind die letzten Worte des sterbenden Cyrus. Ich will Ihnen nun auch ohnmässgeblich meine Gedanken sagen. Kein Mensch wird mich jemals davon überzeugen, Scipio, dass Ihr Vater Paulus, oder Ihre zwey Grossväter, Paulus und Africanus, oder dieses Africanus sein Vater, oder Oheim, ohne andere vorzügliche Männer, die ich nicht zu nennen brauche, so grosse Dinge für die Nachwelt unternommen hätten, ohne zu ahnden, dass sie mit dieser Nachwelt noch in Verbindung stehen würden. Ich will mich einmal

selber loben, was die Alten immer so gern thun. Glauben Sie wohl, daß ich mir's als Soldat und Geschäftsmann Tag und Nacht würde haben so sauer werden lassen, wenn ich mir vorgestellt hätte, mit meinem letzten Athemzuge werde auch mein Ruhm verschwinden? Hätte ich da nicht gescheuter gethan, wenn ich die Hände in den Schooss gelegt, und meine Tage in sorgloser Ruhe verlebt hätte? Es war vielmehr für meinen Geist eine wahre Erholung, mich mit der Nachwelt in Verbindung, und in dem Zustand eines vollkommenen Lebens nach dem Tode zu denken. Und gewiss, wenn es mit der Unsterblichkeit unserer Seele nicht seine Richtigkeit hätte, kein Mensch würde sich Mühe geben, seinen Namen bey der Nachwelt zu verewigen. Warum stirbt der Weise allemal mit Freuden, der Thor hingegen höchst ungerne? Sollte der Grund davon nicht darin liegen, daß ein Geist, der schärfer und weiter zu sehen fähig

ist, auch die Ueberzeugung hat, er gehe einem bessern Zustande entgegen, hingegen ein anderer, dessen Einsichten eingeschränkter sind, diese Ueberzeugung nicht hat? Ich wenigstens freue mich unendlich darauf, Ihre mir so ehrwürdigen Väter wieder zu sehen. Und ich wünsche nicht nur alle diejenigen wieder zu treffen, die ich im Leben persönlich gekannt, sondern auch die, von welchen ich gehört, gelesen oder geschrieben habe. Bin ich einmal dahin, dann soll mich so leicht niemand wieder fortbringen, oder etwa, wie einen Pelias \*), wieder zum Erdenbewohner aufwärmten. Wollte mir ein Gott den Gefallen thun, mich wieder jung werden, und in die Wiege versetzen zu lassen, so würde ich das sehr verbitten: ich würde mich nach zurückgelegtem Wege nie entschließen,

\* Anspielung auf den Verjüngungsact, den Medea mit dem Pelias König von Kolchis vornahm. s. Ovid. Metamorph. 7, 500, u. folg.

das Laufen noch einmal von vorn anzufangen. Was gewinnt man beym Leben? Ist es nicht lauter Mühe und Arbeit? Und gesetzt, man gewönne etwas; man wird des Lebens doch wenigstens satt und müde. Klagen will ich gerade über das Leben nicht, wie es viele sonst gescheute Leute gethan haben. Es gereuet mich nicht gelebt zu haben. Denn ich habe so gelebt, daß ich hoffen darf, in der Welt nicht überflüssig gewesen zu seyn. Ich verlasse nun diese Welt, wo ich kein festes Eigenthum habe, wie ein Pilger seine Herberge. Die Natur hat uns hier nur Herbergen, aber keinen festen Wohnplatz angewiesen. O gesegnet sey mir der Tag, da ich meine Reise zu den Versammlungen unsterblicher Geister antreten, und diesen irdischen Tummelplatz verlassen werde! Dort werde ich alle die obenbenannten vor trefflichen Männer, dort werde ich meinen braven und rechtschaffenen Cato wieder finden, dessen Asche ich sam-

meln mußte, da er vielmehr die mei-  
nige hätte sammeln sollen. Sein Geist,  
der mich immer umschwebte, immer  
auf mich zurückblickte, begab sich da-  
hin, wohin er wußte, daß auch ich  
kommen würde. Ich habe diesen  
Schmerz so ziemlich ausgehalten, nicht  
weil ich ihn weniger gefühlt hätte, son-  
dern weil ich mich damit tröstete, daß  
wir uns nur auf kurze Zeit von einan-  
der getrennt haben würden.

Das ist es denn also, Scipio, was  
mir mein Alter (worüber Sie mit dem  
Lälius sich so sehr verwunderten) so  
leicht, was es mir nicht nur nicht lä-  
stig, sondern auch angenehm macht.  
Irre ich, wenn ich die menschlichen  
Seelen für unsterblich halte, so irre ich  
mit Freuden, und ich mag mir diesen mir  
so wohlthuenden Irrthum, so lange ich  
lebe, nicht ausreden lassen. Werde ich  
aber nach dem Tode (wie gewisse klein-  
liche Philosophen meinen) mein Be-  
wußtseyn verlieren, nun so habe ich  
nicht zu befürchten, daß mich diese

Philosophen nach ihrem Tode wegen meines Irrthums auslachen, da der Mensch auch dann, wenn keine Unsterblichkeit statt finden sollte, sich eine Zeit wiünschen muß, wo er zu leben aufhört. Denn wie alles in der Natur, so hat auch das Leben seine Grenze. Das Alter macht nun den letzten Auftritt im Schauspiele des Lebens, und hier müssen wir die Ermattung, zumal wenn sie mit Ueberdruß verbunden ist, zu vermeiden suchen.

Das ist es, was ich über das hohe Alter zu sagen hatte. Ich wiünsche, daß Sie es beyde erreichen mögen, damit Sie sich von dem, was Sie bisher gehört haben, aus eigener Erfahrung überzeugen können.





